

BEITRÄGE ZUR SPORTGESCHICHTE HEFT 28 / 2009

INHALT

- 3 Autoren
- 5 Sind noch Fragen?
Werner Stenzel
- 13 Glanz und Elend eines Pokals
Klaus Huhn
- 21 Es war einmal...
Klaus Ullrich

//DOKUMENTATION/DISKUSSION

- 23 Deutsch-deutsche Sportbeziehungen und die
„Hallstein-Doktrin“
Vorlesung Prof. Dr. Martin H. Geyer
- 41 Vor fünfzig Jahren: Erster Friedensfahrt-Start in Berlin
- 46 1924: Als Coubertin Ehrenpräsident war
- 57 Hinweise für „Aufarbeiter“
Erhard Richter

//REZENSIONEN

- 60 Über die deutsche Sportmedizin
Margot Budzisch
- 63 Auf den Spuren einer Legende
Klaus Huhn

// ZITATE

- 67 Unternehmen knausern beim Sponsoring
68 Dem Anzug geht es an den Kragen
70 Breite Front gegen den Nestbeschmutzer
71 Es gibt viel zu bereden
74 34 Medaillen im Plan
74 Stammtischredner im Bundestag
76 Zwischen Gischt und Galle
78 Worum es wirklich geht...
80 Wer kann zahlen?

// GEDENKEN

- 82 Manfred Paerisch
Dr. Edgar Bredow /Dr. Ulrich Pfeiffer
- 86 Horst Künnemann
Erhard Richter
- 88 Gerhard Kleinlein
Klarissa Kleinlein
- 90 Otto Jahnke
Alfred Heil

AUTOREN

EDGAR BREDOW, Dr. med. habil., geboren 1937, Praktischer Arzt, Facharzt für Sportmedizin, wiss. Mitarbeiter an der DI IfK 1966 bis 1969; 1988 bis 1990, Bereichsoberarzt am FKS Leipzig 1969 bis 1988. Niedergelassener Arzt ab 1991.

MARGOT BUDZISCH, Dr. sc. paed., geboren 1935, Prof. für Theorie der Körpererziehung an der Humboldt-Universität zu Berlin 1977 bis 1994

ALFRED HEIL, Präsident des DDR-Tennisverbandes, geboren 1924,

KLAUS HUHN, Dr. paed., geboren 1928, Sportjournalist, Sporthistoriker. Ehrenmitglied der Europäischen Sportjournalistenunion (UEPS)

ULRICH PFEIFFER, Dr. paed., geboren 1935, Diplomjournalist, Chefredakteur der Zeitschrift „Theorie und Praxis des Leistungssports“ bzw. „Training und Wettkampf“ 1977 bis 1991.

HERMANN DÖRWALD, geboren 1925, Vorsitzender des Bezirksfachausschusses Versehrten sport Dresden 1957 bis 1990

ERHARD RICHTER, geboren 1929, Generalsekretär des Deutschen Ringer-Verbandes (DRV) 1980 bis 1986

WERNER STENZEL, geboren 1937, Diplom-Historiker

SIND NOCH FRAGEN?
Von WERNER STENZEL

Der Februar war der zweite Monat des zum „Gedenkjahr“ ausgerufenen Jahres 2009, in dessen Verlauf nach Wunsch der Obrigkeit rund um die Uhr an den 20. Jahrestag des „Mauerfalls“ und des Untergangs der DDR erinnert werden sollte. Dass in diesem Szenarium die bartalten Dopingvorwürfe eine gravierende Rolle spielen sollten, lag auf der Hand. Doch mitten in den emsigsten Vorbereitungen, kam es zu einem nicht vorhersehbaren Kurzschluss in den angeblich so verlässlichen Strukturgeräten: Ein durch Birtler-Akten angeblich überführter „Schuldiger“ war durch einen vom ZDF aufgebotenen Kronzeugen hoffnungslos belastet worden. Der Fall schien so klar wie kaum einer zuvor. Bis zu der Stunde, da sich herausstellte, dass der ZDF-Zeuge zu DDR-Zeiten im Dienste des MfS gestanden hatte!

Es ergab sich eine noch nie zuvor erlebte Konstellation: Ein – nach den heutigen Medien-Maßstäben als IM zu verurteilender MfS-Agent – fungierte plötzlich als Zeuge gegen eine Person, die angeklagt worden war, im Dienste des Unrechtsstaats DDR harmlosen, unschuldigen Athleten zwangsweise oder unter Vortäuschung falscher Tatsachen Doping verabreicht zu haben. Dass die DDR als „Unrechtsstaat“ der Hautangeklagte blieb, lag auf der Hand, aber wie sollten nun die persönlichen Anklagen formuliert werden. Beide Betroffene hatten freiwillig gehandelt – war monatelang versichert worden und konnte nun nicht über Nacht widerrufen werden. Wenn auch inzwischen Arbeitsgerichte bemüht wurden, die große politische Entscheidung konnte niemand guten Gewissens treffen, denn auf beiden Seiten begegnete man dem Ministerium für Staatssicherheit der DDR und es fand sich logischerweise niemand, der bereit gewesen wäre völlig neue Kategorien zu konzipieren: MfS I und MfS II.

Selten sah man die DDR-Ankläger so hilf- und ratlos wie in dieser Situation.

Um nicht weiter anonym zu agieren, die wichtigsten persönlichen Fakten. Der Deutsche Leichtathletikverband (DLV) hatte den Berliner Trainer Werner Goldmann wegen angeblicher Dopingvergehen, die obendrein über 20 Jahre zurückliegen würden – wodurch in jeder juristischen Kategorie Verjährung wirksam geworden wäre -, entlassen. Der vom ZDF aufgebotene Kronzeuge Gerd Jacobs hatte behauptet, Goldmann hätte ihm während der Zeit, da er als Kugelstoßer aktiv war, veranlasst Doping-Pillen zu

nehmen.

Die Aktion hatte zu einer in der Geschichte des deutschen Sports nahezu einmaligen Aktion geführt: Zwanzig Spitzenathleten hatten die deutsche Sportobrigkeit aufgefordert, die Treibjagd auf DDR-Trainer zu beenden.

Eine Bewertung der so entstandenen Situation kommt ohne einen Blick auf die Geschichte des Dopings nicht aus, weil die seit 1990 in Deutschland geführte Kampagne faktisch davon ausgeht, dass die DDR – um politischer Anerkennung willen – Doping im Sport zur Staatsangelegenheit erklärte und ohne jede Rücksicht auf die Gesundheit der Athleten Doping bei der Jagd nach Medaillen einsetzte.

Doping – das bestreitet im Grunde niemand – wurde seit Jahrzehnten benutzt, um sportliche Leistungen um der verschiedensten Motive willen zu steigern. Es eskalierte faktisch zu einer wissenschaftlichen Disziplin, was sich leicht belegen lässt.

Als 1904 die III. Olympischen Spiele der Neuzeit in St. Louis (USA) stattfanden, gewann dort der US-Amerikaner Thomas Hicks den Marathonlauf und sein Trainer ließ sich für seine Dopingvarianten von den Kollegen feiern. Man arrangierte sogar 1905 einen wissenschaftlichen Kongress, damit er dort die Details erläuterte. Auszüge seines Vortrags: "Der Marathonlauf zeigte vom medizinischen Standpunkt deutlich, daß Drogen für die Athleten bei einem Straßenlauf von großem Nutzen sind. Zehn Meilen vor dem Ziel waren bei Thomas Hicks Anzeichen eines unmittelbar bevorstehenden Zusammenbruchs zu bemerken. Als er um ein Glas Wasser bat, verweigerte ich es ihm; ich gestattete ihm lediglich, den Mund mit destilliertem Wasser auszuspülen. Er schien sich zu erholen bis sieben Meilen vor dem Stadion. In diesem Augenblick sah ich mich gezwungen, ihm ein tausendstel Gran Strychnin mit einem Eiweiß einzuflößen. Obwohl wir auch französischen Cognac bei uns hatten, verzichteten wir darauf, ihm noch weitere stimulierende Mittel zu geben. Vier Meilen vor dem Ziel bat Hicks darum, sich hinlegen und ausruhen zu dürfen. Weil wir aus Erfahrung genau wußten, was passieren würde, wenn Thomas sich jetzt niederlegen würde, gaben wir dazu nicht die Zustimmung und empfahlen ihm vielmehr, im langsamen Schritt weiterzugehen. Als Hicks die 20-Meilen-Marke passierte, war sein Gesicht aschfahl, so daß wir ihm noch einmal ein tausendstel Gran

Strychnin, zwei Eier und einen Schluck Brandy gaben. Außerdem rieben wir seinen ganzen Körper mit armem Wasser ab, das wir in einem Boiler in unserem Automobil hatten. Nach diesem Bad erholte sich Hicks noch einmal. Die letzten beiden Meilen lief Hicks nur noch mechanisch - wie eine gut geölte Maschine. Seine Augen verloren jeden Glanz, das Gesicht war völlig blutleer, die Arme hingen schlaff herab, und Hicks vermochte kaum noch die Beine zu heben, die Knie wirkten völlig steif. Er war bei Bewußtsein, doch plagten ihn Halluzinationen. So wurde die letzte Meile zu einer einzigen Qual. Nachdem er noch zwei Eier zu sich genommen hatte, erneut gebadet worden war und einen zusätzlichen Schluck Brandy erhalten hatte, ging er mühsam die letzten beiden Hügel vor dem Ziel hinauf und schaffte es. Hicks verlor während des Rennens acht Pfund, aber nach einem ausgedehnten Nachtschlaf und einer guten Mahlzeit fand man zur großen Überraschung heraus, daß er die Hälfte der verlorengegangenen Pfunde bereits wieder zurückgewonnen hatte."

Niemand nahm damals oder später Anstoß an der Dopingpraxis und Hicks findet sich bis heute in jeder Olympiachronik als Marathonsieger.

1960 fanden die XVII. Olympischen Spiele in Rom statt und im "Offiziellen Standardwerk des Nationalen Olympischen Komitees für Deutschland" las man den folgenden Bericht des renommierten österreichischen Sportjournalisten Martin Maier: "Die Nachricht hing am Schwarzen Brett wie ein Resultat, und das war sie ja auch, das endgültige Resultat: 'Das Ärztekollegium der Olympischen Spiele bedauert.. .'

Um 9.31 Uhr war die dänische Mannschaft hoffnungsfroh zum Mannschaftsrennen gestartet. Um 10.24 war sie zum ersten Wendepunkt zurückgekehrt, mit allen Aussichten auf gutes Abschneiden, sie lag an vierter Stelle. Um 11.24 Uhr fielen Knud Enemark Jensen und sein Landsmann Jörgen Jörgensen vom Rad. Um 11.48 Uhr lagen sie im Krankenhaus. Und dann brauchte Knud Jensen keine Uhr mehr und keine irdische Zeitrechnung. Er starb um 15.30 Uhr.

Daß die beiden Dänen zu gleicher Zeit stürzten, hatte etwas Gespenstisches. In der Gleichheit ihrer Bewegungen lag schon die Vorahnung von kommendem Unheil: als hätte beide die gleiche kalte Hand vom Rad gestreift. Und Jörgen Jörgensen war noch

einmal davongekommen. Der Tod von Knud Enemark Jensen, 23 Jahre, ist die Tragödie des Sports, der seine Grenzen nicht mehr erkennt, der nicht weiß, wann es genug ist, und der nicht mehr den Menschen in den Mittelpunkt stellt, sondern die Leistung. Man hatte ihm ein aufputschendes Mittel gegeben, das zum Kollaps führte...“

Das erste deutsche Doping-Todesopfer war der Berufsboxer Jupp Elze, der am 12. Juni 1968 in Köln einen 15-Runden-Kampf gegen Duran bestritt, in der 15. Runde nach schweren Kopftreffern zu Boden ging und nach einer Notoperation verstarb. Die Obduktion ergab, dass man ihn mit drei verschiedenen Medikamenten – darunter Pervitin – gedopt hatte.

Dass 1990 der schon erwähnte Propaganda-Feldzug gegen den DDR-Sport begann, ist noch in guter Erinnerung. Die Legende vom „Sportwunder DDR“ sollte gründlich delegitimiert werden. Prozesse wurden geführt, die allerdings unter der Tatsache litten, dass die Gutachten der eigens aus den alten Bundesländern geholten Sachverständigen ignoriert wurden, was umso bedenklicher war, da kein Richter von sich behaupten würde, über medizinisches Fachwissen zu verfügen. In der Regel stützte man sich auf „Akten“ aus der Stasi-Unterlagen-Bearbeitungs-Behörde, von denen niemand zu sagen wusste – oder befragt wurde –, welchen medizinischen Wert sie aufzuweisen hatten. So wurde es zur Gewohnheit, dass Staatsanwälte und Verteidiger zu „Deals“ gelangten, bei denen die Angeklagten zwar Geldbußen akzeptierten, dadurch juristisch nicht als vorbestraft galten, aber dank der Zusage der Staatsanwaltschaften keine weiteren aufwändigen Prozesse zu befürchten hatten.

Als man an der Schwelle des „Gedenkjahrs“ 2009 ziemlich sicher war, die Kampagne mit dem „Fall Goldmann“ fortsetzen zu können, lieferte ausgerechnet „Sport-Bild“ (06/2009) – möglicherweise nur um im Kampf um die „Quoten“ nicht ins Hintertreffen zu geraten – einen Querschläger, der die Anti-DDR-Front an einer Stelle ins Wanken geraten ließ, an der niemand damit gerechnet hatte. Titelzeile: „Der Kronzeuge war ein Stasispitzel!“ Wortlaut: „Gerd Jacobs? Richtig. Er ist der Kronzeuge der vergangenen Jahre seinen ehemaligen Trainer Werner Goldmann verpiff. ... Und jetzt entlarvt SPORT BILD diesen Gerd Jacobs, Goldmanns Verräter, ein Stasi-Spitzel. ... Sein Stasi-Geständnis ist sportpolitisch brisant.“

Immerhin ist Jacobs der einzige Zeuge, auf den sich die unabhängige Kommission des Deutschen Olympischen Sportbundes (DOSB) stützte, als sie 2008 Goldmanns Entlassung empfahl. ... Die Frage lautet: Wie glaubwürdig ist eigentlich ein ehemaliger Stasi-Spitzel, wenn er seinen Ex-Trainer mit 20 Jahren Verzögerung verrät? ... Udo Steiner, der Mann, der Jacobs verhört hat, sagt: `wir sind uns dennoch sicher, dass er uns nicht angelogen hat.’”

Eine bedenkliche Erklärung für einen Mann, der zwölf Jahre im Bundesverfassungsgericht der Bundesrepublik Deutschland agiert hatte. „Wir sind uns dennoch sicher?“ Woher bezieht ein Richter des höchsten deutschen Gerichts die Sicherheit, dass ein von ihm vernommener Zeuge ihn nicht belogen hatte? War er vereidigt worden? Hatte Richter a. D. Udo Steiner die Aussagen des Zeugen Jacobs durch andere Aussagen überprüft?

Nichts davon! Reichte es für ihn aus, dass es gegen die DDR ging? Herr Steiner demonstrierte immerhin Vertrauen zum MfS: Ein IM lügt nicht und – was noch schwerer wiegt - denunziert niemanden! Oder?

Wohlgemerkt, es geht nicht um das MfS, sondern um den Lügenkreuzzug gegen die DDR – in dem das MfS bekanntlich eine Hauptrolle spielt!

Aufschlussreiche Zwischenzeile aus “Bild”: „Jacobs lebt einsam. Er sieht seinen Ex-Trainer Erfolge feiern – und packt aus!”

Damit wäre das Motiv für die Denunziation enthüllt. Noch einmal – sozusagen zum Mitschreiben – ein IM soll zu DDR-Zeiten Kameraden verpiffen haben und wurde deshalb als Stasitäter in “Bild” an die Wand gestellt. Nun hat er im “Gedenkjahr” einen DDR-Trainer denunziert und wird deswegen gefeiert? Die Front wankt!

Das war auch nicht mehr mit Sprüchen aus der Welt zu schaffen. Sogar die “FAZ” (2.2.2009), die bis dahin keine Gelegenheit ausgelassen hatte, der DDR die Erfindung allen Dopings vorzuwerfen, sah keine andere Möglichkeit, als zum ersten Mal auf alle Bremsen zu treten. Anno Hecker widmete dem Thema “Doper vereint Euch” einen überlangen Beitrag, der mit der Feststellung begann: “Die Stasi macht den Unterschied aus. Sie hat alles aufgeschrieben.”

Für schwerfällige Denker als Denkhilfe: Es tat sich in Ost und West das Gleiche, in Ost wurde es notiert, in West geschreddert.

Und dieser gravierenden Feststellung folgte ein bemerkenswertes Geständnis: „Das ganze staatliche Doping der DDR, Zahlen, Daten, Namen. Auch deshalb stehen Trainer wie Werner Goldmann jetzt am Pranger. Nur die Wessis nicht. Dabei war die Anabolika-Einnahme auch im organisierten Sport der freieren Deutschen weit verbreitet und Teil eines Systems.“

Man hielt den Atem an: „Teil eines Systems?“ War das nicht bis dahin Monopol der DDR gewesen,

Und ein gewisser Giselher Spitzer, der bis dahin die Trompete blies, schwieg.

Man las und staunte weiter: „Namhafte Athleten, bekannte Trainer, berühmte Ärzte, gefürchtete Kontrolleure und starke Funktionäre (sowie wohl auch einflussreiche Politiker) haben es heimlich genutzt, geduldet, kaschiert, gefördert. Über die Wahrheit aber reden nur wenige.

Der Olympiasieger macht keine Umstände. Erster Kontakt, erstes Gespräch, direkte Ansage: `Nennen Sie meinen Namen?` Nein. Denn es geht nicht um Personen, es geht um die Frage, ob es ein Doping-System gab in der Bundesrepublik. `Keine Ahnung`, sagt der Goldmedaillengewinner von 1984, `ich weiß nur eines, sie haben es alle gewusst.` Sie? Das sind seine Kollegen gewesen, dazu der Heimtrainer, der Chef der Nationalmannschaft, der Verbandsboss. `Es war klar, dass es nicht ohne Pillen ging. Bei denen im Osten schien es etwas kontrollierter gewesen zu sein. Im Grunde waren wir auf gleichem Niveau. Was die Pillen betraf.“

Nicht, dass man sich auf die Schenkel hauen und rufen würde: „Haben wir das nicht schon immer gesagt?“ Nein, man wusste es hierzulande und wusste auch, dass man es nicht beweisen konnte. Nun also nicht mehr nötig: Anno Hecker liefert in der FAZ das gedruckte Geständnis: „Damals im Kalten Krieg der Achtziger, als hüten wie drüben das Hohelied auf den sauberen Sport gesungen wurde. `Ich werde nicht genannt?` Nein. `Na, dann kann ich ja sagen, dass bei der sportärztlichen Untersuchung auch geschaut wurde, ob die Leberwerte in Ordnung waren. Manchmal`, sagt der muskelbepackte Sportpensionär, `wurde ich vom Doc aufgefordert, etwas Gas rauszunehmen.`

Ärzte haben mitgemischt. Nach den offenen Plädoyers manch renommierter Sportmediziner für den kontrollierten Einsatz von Anabolika, ihren Beteuerungen, die Kraftpillen schadeten nicht,

verebbte die Debatte nach 1977 schlagartig. Athleten, die gestanden hatten, um Doping mit vereinten Kräften loswerden zu können, zogen sich, verleumdet, beleidigt und ausgeklammert von der Sportfamilie, zurück. Es blieben Grundsatzserklärungen gegen Doping, die das Papier nicht wert waren, weil der Ost-West-Konflikt die Leistungsfetischisten stützte: Medaillen brauchte das Land. Offenbar um jeden Preis.“

Das Geständnis war umfassend und so blieb gar keine andere Wahl, als es in den „Beiträgen“ abzudrucken – es ist ein Kapitel „Sportgeschichte“, zumal es nach dem Erscheinen niemand dementierte, anzweifelte, deswegen vor Gericht zog oder wenigstens irgendeinen Journalisten bezahlte, der einen „Widerruf“ formulierte. Nein, alle schwiegen und legalisierten es somit als Wahrheit!

Es ging noch weiter: „Auch im Namen der Bundesrepublik ist zum Wohle der Leistungsbilanz am Athleten geforscht worden. Olympiaarzt Professor Joseph Keul leitete in Freiburg eine 1986 begonnene multizentrale Studie über die Wirkung von Testosteron auf die Regeneration und Ausdauerleistungsfähigkeit bei Spitzensportlern. Sein bis zum Tode im Jahr 2000 von ihm vehement verteidigtes Ergebnis: `Testosteron bringt nichts.` So antwortete auch die Bundesregierung 1991 mit Keul-Diktion auf die kleine Anfrage empörter Parlamentarier.

298.500 Mark hatte der Steuerzahler investiert, um dem Freiburger und seinen namhaften Professoren-Kollegen Heinz Liesen (Paderborn) und Wilfried Kindermann (Saarbrücken) den Einsatz verbotener Substanzen im Sport im Sinne der Wissenschaft zu ermöglichen. Schon damals zweifelten Athleten. Die eingeladenen Langläufer des damaligen C-Kaders, Stefan Alraun und Peter Schlickerrieder, verzichteten lieber auf das Honorar in Höhe von 1000 Mark: `Wir haben nicht teilgenommen, weil wir nicht ausschließen konnten, dass verbotene Substanzen eingesetzt wurden, deren Nichtwirksamkeit man zwar in der Studie beweisen wollte. Aber aus meiner Sicht stellte das ein inakzeptables Unterfangen dar`, schreibt Schlickerrieder, heute Vizepräsident im Deutschen Ski-Verband. Einblicke in die für die Studie angefertigten Doktorarbeiten führen schon dem Laien vor Augen, warum Keuls Mitarbeiter zu keinem befriedigenden Ergebnis kamen: `Eine abschließende Beurteilung bezüglich eines

eventuell positiven Testosteroneffektes ist jedoch aus methodischen Gründen nicht möglich', heißt es in der Dissertation von Jörg-Peter Steinkemper. Zu geringe Dosierung, zu geringe Trainingsbelastung, in Saarbrücken und auch in Freiburg blieb die Antwort anscheinend offen. 'Wir hatten andere Ergebnisse', sagte dagegen Heinz Liesen in der vergangenen Woche auf Anfrage: 'Aber davon wollten die Herren nichts wissen.' Zumindest nicht offiziell. Denn Keul konnte als Gutachter doch kaum die Resultate seines eigenen Doktoranden Volker Fuchs, eines Naturwissenschaftlers, überlesen haben: '... so könnte dies (die Testosterongabe) für den Athleten (...) einen entscheidenden Vorteil bringen', schreibt Dr. rer. nat. Fuchs in seiner Zusammenfassung von 1988 Hansjörg Kofink - bis er einsah, dass Anabolika den Sport beherrschten, Bundestrainer im Kugelstoßen der Frauen - ist sicher, dass die entscheidenden Damen und Herren bestens im Bilde waren: 'Die Funktionärskaste wusste spätestens seit 1972 genau Bescheid. Es gibt noch genügend Zeitzeugen, die das bestätigen müssten.' Tun sie aber nicht. Und so kommt Gerd Steines, Autor und einst Kugelstoßer mit Anabolika-Vergangenheit, angesichts der jüngsten Debatte um den früheren DDR-Trainer Werner Goldmann zu folgendem Schluss: 'Wir kehren lieber unter den Teppich, dass in den siebziger Jahren der Bundesausschuss zur Förderung des Leistungssports` (BAL), eine Behörde des Bundesinnenministeriums, in die Sportverbände durchregierte und intern erhöhte deutsche Olympianormen durchsetzte, die nach dem Wissensstand aller Beteiligten nur mit Hilfe von Anabolika erreichbar waren. Die Politik gab die Richtung vor, ihre grauen Eminenzen vom BAL setzten sie durch, sich dabei in jeder Beziehung an der DDR orientierend.'" Da bleibt letztlich nur die Frage: Sind noch Fragen zum Thema Doping und DDR?

GLANZ UND ELEND EINES POKALS
Von KLAUS HUHN

Die Rede ist vom Europokal der Leichtathleten und wer immer auf die Idee gekommen sein mag, dass man diesen im Jahr 1965 entstandenen und 2008 begrabenen Ereignis eine Statistik widmen müsste, hätte einen Orden verdient, ganz gleich, von wem gestiftet oder verliehen. Hannsjörg Wirz, Präsident des Europäischen Leichtathletikföderation nannte diese Veröffentlichung eine „entscheidende Publikation“ und hätte nicht übertrieben, hätte er sie „historisch“ genannt. Ich persönlich bedanke mich beim Public-Relation-Manager Patrick O`Callaghan, der der Redaktion der „Beiträge“ im Verlauf unserer „Fahndung“ eines Tages diese Statistik mit einem herzlichen Dank zumailte. Der Präsident des französischen Leichtathletikverbandes, Bernard Amsalem, erwähnte in seinem Vorwort zumindest, dass „unsere Mannschaft der Statistiker“ dieses Buch zusammengetragen hat. Also käme noch ein Mannschaftsorden hinzu!

Zugegeben es ist eine unglaubliche auf 400 Druckseiten gesammelte Kollektion von Namen und Zahlen, aber es ist auch ein beispielloses Kapitel Leichtathletikgeschichte.

Dagegen reduziert sich der Versuch, die Geschichte dieses Pokal-Wettbewerbs zu beschreiben auf eine Druckseite oder 0,25 Prozent, aber hätte man die oft dramatische Historie ausgiebig beschreiben wollen, wäre eine mehrbändige Enzyklopädie die Folge gewesen.

Also begnügen wir uns mit der knappen Einführung, die daran erinnern soll, dass der rührige italienische Leichtathletikfunktionär Bruno Zauli 1957 zum ersten Mal seine Vorstellung einer europäischen Mannschaftsmeisterschaft zu realisieren versuchte. Er nannte den Wettkampf „Sechs Nationen“ und gewann die Bundesrepublik Deutschland, Frankreich, Italien, die Schweiz, die Niederlande und Belgien jährlich mit Nationalmannschaften, in denen jeweils ein Athlet sein Land in einer Disziplin vertrat, gegeneinander anzutreten. 1963 tagte der damals erst im Rang eines „Komitees“ stehende europäische Verband in Rom und beauftragte eine Kommission, den von Zauli gegründeten Wettkampf in einen Europapokal umzuwandeln. Die Entscheidung sollte bei der Herbstsitzung des „Komitees“ am 16. und 17. November in Sofia fallen. Bereits im Sommer hatte die Expertengruppe Fragebogen an alle 31 europäischen Verbände

verschickt. Elf Föderationen ignorierten die Fragen, 18 votierten für den Europapokal und zwei stimmten dagegen.

Wer das war? Die BRD und die UdSSR.

Am 7. Dezember 1963 starb Bruno Zauli und als sich das Komitee im Mai 1964 traf und die Einführung dieses faktisch ersten Leichtathletik-Mannschafts-Pokals beschloss, entschied man als erstes, ihm den Namen seines Erfinders zu geben. Dann wurden die Regeln festgeschrieben und dazu gehörte eine, die in Bonn beträchtliche Empörung auslöste: Es war entschieden worden, dass zwei deutsche Mannschaften starten dürften.

Man bedenke: Diese Entscheidung fiel im Mai 1964, also lange vor den Olympischen Sommerspielen in Tokio, für die nach einer Entscheidung des Internationalen Olympischen Komitees noch Ausscheidungswettkämpfe für jede einzelne Disziplin ausgetragen werden mussten. Der Beschluss von Paris wurde in Bonn als das empfunden, was es war: Die erste Entscheidung des Weltsports gegen den bis dahin von vielen Verbänden faktisch akzeptierten Alleinvertretungsanspruch.

Ob die Politiker in der Bundeshauptstadt glaubten, als Ausrichter der beiden Pokalendrunden 1965 den selbständigen Auftritt der DDR noch vereiteln zu können, lässt sich nicht beweisen, lag aber nahe. Stuttgart übernahm das Männerfinale, Kassel das der Frauen und als erstes wurde der Europäischen Leichtathletikföderation mitgeteilt, dass bundesdeutsche Gesetze sowohl das Hissen der DDR-Flagge, als das Abspielen der DDR-Hymne nicht zuließen. Die Europäische Leichtathletikföderation erinnerte sich daran, dass der Leichtathletikverband der DDR inzwischen in Tokio unter dem Namen „Ostdeutschland“ offiziell anerkannt worden war und entschied sich für diese Variante. Da Leipzig die Austragung des Halbfinals der Frauen übernommen hatte, bedeutete das, dass die DDR-Mannschaft hinter dem Schild „Ostdeutschland“ ins Zentralstadioneinmarschieren musste. Erinnern wir in diesem Zusammenhang getrost daran, dass sich der DDR-Verband – sicher schweren Herzens - an diese Entscheidung hielt. Und vergessen wir bei dieser Gelegenheit auch nicht, dass sich die Funktionäre der IAAF daran erinnerten, als die BRD 1969 bei den Europameisterschaften in Athen die IAAF unter Druck setzen und den Start von Jürgen May für die BRD erzwingen wollten. In der entscheidenden Sitzung erhob sich einer der

entscheidenden Männer der IAAF und sagte zum DLV-Präsidenten Danz: „Damit Sie es wissen, wir hatten ehrlich nicht geglaubt, dass die DDR 1965 hinter dem Schild `Ostdeutschland` in ihr eigenes Stadion marschieren würden. Wir wussten, welche Zumutung das war. Aber die DDR hielt sich an die Regeln und nun werden Sie sich ebenso diszipliniert an die Regeln halten! May startet nicht!“

Die IAAF hatte 1965 den Briten Jack Crump als offiziellen IAAF-Delegierten nach Leipzig entsandt und der hatte damals gegenüber „Der Leichtathlet“, dem Organ des DVfL erklärt: „Der DVfL hat seine Aufgabe völlig und in jeder Weise ausgezeichnet erfüllt. Das betrifft die herzliche Gastfreundschaft, die gute Organisation und die modernen Wettkampfbedingungen, die in der historischen Stadt Leipzig den Teilnehmern geboten wurden. Alle Frauen konnten sich an diesem Wettkampf erfreuen. Es war ein voller Erfolg !“

Bei den Männern in Stuttgart hatte die DDR den vierten Rang belegt und bei den Frauen in Kassel nach dramatischem Kampf hinter der UdSSR den zweiten Platz.

Der damalige DVfL-Präsident – und heutige DLV-Ehrenpräsident – Georg Wiczisk hatte damals den Auftakt dieses Pokalwettbewerbs mit folgenden Worten kommentiert: „Der Europacup zum Gedenken jenes Mannes, der so warmherzig um dessen Geburt bemüht war, hat seine Premiere bestanden. Das Gelingen bezieht sich auf viele Faktoren.

Wir sind mit dem sportlichen Erfolg sehr zufrieden. Es gibt wohl im herkömmlichen Wettkampfsystem der internationalen Leichtathletik keine Parallele, die so voller Spannung, Dramatik und Begeisterung die Herzen der Aktiven und Zuschauer höher schlagen lässt. Es gibt auch keine Parallele die so viel Mannschaftsgeist hervorbringt, der unmittelbar abhängig ist vom individuellen Können jedes einzelnen. Im Semifinale wie im Finale beeindruckten die erfolgreichen Nationen mit hohen Einzelleistungen bei mannschaftlicher Geschlossenheit. ... Das Gelingen der Cup-Premiere ist auch auf das Bemühen von neun europäischen Leichtathletik-Verbänden zurückzuführen, die als Ausrichter verstanden, die neue Form auch mit einer perfekten Organisation dem Publikum nahezubringen und damit neue Freunde für die Leichtathletik zu gewinnen. Das gilt auch für den DLV der Bundesrepublik, der beide Finales ausgezeichnet durchführte und unter den von der IAAF zugestandenen

Ausnahme-Bedingungen (es durften im Bonner Staat keine Flaggen und Hymnen gezeigt bzw. gespielt werden) seine Aufgaben korrekt löste wofür der außerordentliche Publikumserfolg Zeugnis ablegte. Zum Gelingen des Cups gehörte auch die erstmalige Repräsentation einer selbständigen DDR-Mannschaft bei einer offiziellen IAAF-Veranstaltung. Der Europarats-Präsident Adrian Paulen und der Ehrensekretär Arthur Takac betonten mehrmals, daß damit der IAAF-Beschluß von Tokio seine volle Bestätigung erhalten -hätte. Das sei ein Beitrag zu Verständigung und Frieden in jenem Sinne, in dem auf dem Gebiete der Politik Friedens-Nobelpreise vergeben werden, erläuterte Adrian Paulen auf einem der Empfänge. Die freundliche Atmosphäre zwischen den Athleten beider deutscher Mannschaften, endlich von der Hektik der Ausscheidungen gegeneinander befreit, beruhte auf diesen Grundlagen einer normalen, vernünftigen Lösung.

Als Präsident des Deutschen Verbandes für Leichtathletik und Mitglied des Präsidiums des Nationalen Olympischen Komitees der DDR möchte ich die Hoffnung zum Ausdruck bringen, daß dieses gute Beispiel, das von der Leichtathletik nun zweimal sogar auf westdeutschem Boden praktiziert, wurde, auch auf olympischer Ebene zur Lösung führt. Möge das IOC dieses Vorbild der, Vernunft und Realität bei der Beschlußfassung über den Antrag des NOK der DDR beachten und eine ähnliche Lösung der deutschen Frage finden wie die IAAF in Tokio, die ihre Entscheidung nicht zuletzt bei der Cup-Premiere bestätigt fand.“

Das IOC folgte bekanntlich der IAAF und entschied im Herbst 1965 in Madrid, die DDR künftig mit eigener Olympiamannschaft starten zu lassen!

Zurück zum Auftakt des nach Bruno Zauli benannten Pokals, der die Geschichte der europäischen Leichtathletik entscheidend geprägt hatte.

Auch wenn die IAAF bald darauf den Europäern nacheiferte und einen Weltcup ins Leben rief, blieb der Europapokal populär und verlor kaum an Anziehungskraft. Die Manager der großen Sportfeste, lockten die Stars mit Start- und eines Tages auch mit Preisgeldern und zweitklassige Athleten fanden schon kaum mehr reizvolle Startmöglichkeiten. Einzig beim Pokal waren sie gefragt und wurden gebraucht. Da sich der europäische Verband sich nicht nur um die attraktiven Finalrunden bemühte, sondern auch zweite

und dritte „Ligen“ ins Leben rief, ergaben sich zumindest einmal im Jahr reizvolle Startchancen für Athleten aller Länder.

Um eine Vorstellung dieser Dimension zu vermitteln, sei der Pokalwettbewerb vor zehn Jahren in Erinnerung gerufen.

Die Finalrunde der Männer beendeten in Paris acht Mannschaften, die sich in folgender Reihenfolge platzierten: BRD, Italien, Großbritannien, Russland, Frankreich, Griechenland, Polen, Tschechei. In der Gruppe A der ersten Liga starteten in Lathi acht Männermannschaften, die sich folgendermaßen platzierten: Schweden, Ukraine, Niederlande, Finnland, Norwegen, Belgien, Irland, Weißrußland. In der Gruppe B lautete die Reihenfolge Ungarn, Spanien, Slowenien, Schweiz, Rumänien, Österreich, Jugoslawien und Zypern. In der Zweiten Liga, deren Staffel A im kroatischen Pula die Kräfte maß, triumphierte Kroatien vor Dänemark, der Slowakei, Lettland, Litauen, Island und Luxemburg. Die Pokalrunde der Gruppe B wurde in Tel Aviv ausgetragen. Die Reihenfolge lautete Portugal, Bulgarien, Estland, Israel, Türkei, Moldawien und Armenien. Das waren allein bei den Männern insgesamt 40 Nationalmannschaften, in denen - rein rechnerisch – 800 Leichtathleten aufgeboden worden waren. Für viele dieser Athleten – nach meiner Schätzung mehr als 600 – war es das einzige Mal im Jahr, dass sie das Trikot ihrer Nationalmannschaft trugen!

Dem aufmerksamen Leser wird nicht entgangen sein, dass in der Staffel B der zweiten Liga nur sieben Mannschaften aufgelistet worden waren. Die achte Mannschaft erfüllte das Anliegen des Pokals in ganz besonderer Weise. Sie startete unter dem Namen: „Kleine Staaten Europas“. Leider führt die bewundernswert lückenlose Statistik bei den Mitgliedern dieser Mannschaft nicht die Herkunft der Athleten auf, aber zu erwähnen wäre, dass Victor Martinez im 800-m-Lauf in 1:49,09 für diese Mannschaft den zweiten Platz belegte und Angel Moreno im Kugelstoßen, Diskuswerfen, und Hammerwerfen jeweils den siebenten Platz belegte. Deren Leistungen war es auch zu verdanken, dass die „Kleinstaat-Mannschaft“ mit beachtlichem Abstand vor Armenien auf den siebenten Rang kam.

Ähnlich imponierend waren die Zahlen bei den Frauen. Dort lautete die Reihenfolge der Finalrunde: Russland vor Rumänien, Frankreich, BRD, Italien, Großbritannien, Polen und Tschechien. In

der Gruppe A der ersten Liga (Lahti): Ukraine, Weißrussland, Finnland, Niederlande, Schweden, Irland, Belgien, Dänemark. In der Gruppe B (Athen): Griechenland, Ungarn, Bulgarien, Spanien. Schweiz, Slowenien, Jugoslawien, Türkei. Die zweite Liga ergab in der Gruppe A die Reihenfolge Norwegen, Kroatien, Slowakei, Lettland, Litauen, Island, Albanien, Luxemburg und in der Gruppe B: Portugal, Österreich, Estland, Israel, Zypern, Moldawien, Georgien, Armenien. Auch hier also 40 Mannschaften, was für beide Geschlechter 80 Nationalmannschaften ergibt.

Zu erwähnen noch: Wenn man aus dieser untersten „Staffel“ erfährt, dass die Estin Virge Naeris zwar den Weitsprung mit 6,38 m gewonnen hatte, diese Weite aber mit einem Rückenwind von 2,2 m/s erzielte, darf man daraus schließen, dass überall die Wettkämpfe höchst akribisch veranstaltet und kontrolliert wurden.

Kurzum: Wenn sich irgendwann jemand damit befassen wollte, eine Geschichte der europäischen Leichtathletik zu schreiben, wird er diesen von Bruno Zauli „erfundenen“ Wettbewerb ganz weit oben einordnen müssen. Kein anderer brachte soviel Leichtathleten aus so vielen Ländern auf die Beine!

Hier die Siegerliste:

JAHR	AUSTRAGUNGSORT	DATUM	SIEGER
1965	Stuttgart (BRD)	11./12.9.	M: URS
1965	Kassel (BRD)	11./12.9.	F: URS
1967	Kiew (URS)	16./17.9.	F: URS - M: URS
1970	Stockholm (SWE)	29./30.8.	M: DDR
1970	Budapest (UNG)	29./30.8.	F: DDR
1973	Edinburgh (GBR)	8./9.9.	M:URS - F: DDR
1975	Nizza (FRA)	16./17.8.	M: DDR - F:DDR
1977	Helsinki (FIN)	13./14.8.	M: DDR – F:DDR
1979	Turin (ITA)	4./5.8.	M: DDR – F: DDR
1981	Zagreb (YUG)	15./16.8.	M: DDR – F: DDR
1983	London (GBR)	20./21.8.	M: DDR – F: DDR
1985	Moskau (URS)	17./18.8.	M: URS – F: URS
1987	Prag (TCH)	27./28.6.	M: URS – F: DDR
1989	Gateshead (GBR)	5./6.8.	M: GBR – F: DDR
1991	Frankfurt (BRD)	29./30.6.	M: URS – F: BRD
1993	Rome (ITA)	26./27.6.	M: RUS – F: RUS

1994	Birmingham (GBR)	25./26.6.	M: BRD – F: BRD
1995	Villeneuve (FRA)	24./25.6.	M: BRD – F: RUS
1996	Madrid (SPA)	1./2.6.	M: BRD – F: BRD
1997	München (BRD)	21./22.6.	M: GBR – F: RUS
1998	Petersburg (RUS)	27./28.6	M: GBR – F: RUS
1999	Paris (FRA)	19./20.6.	M: BRD – F: RUS
2000	Gateshead (GBR)	16./16.7.	M: POL – F: RUS
2001	Bremen (BRD)	23./24.6.	M: GBR - F: RUS
2002	Annecy (FRA)	22./23.6.	M: BRD - F: RUS
2003	Florenz (ITA)	21./22.6.	M: FRA – F:RUS
2004	Bydgoszcz (POL)	19./20.6	M: BRD – F: RUS
2005	Florenz (ITA)	19./20.6.	M: BRD – F: RUS
2006	Malaga (SPA)	28./29.6.	M: FRA – F: RUS
2007	München (BRD)	23./24.6.	M: BRD – F: RUS
2008	Annecy (FRA)	21./22.6.	M: GBR – F: RUS

Bei den Männern triumphierte die BRD acht Mal, die UdSSR fünf Mal und Russland zwei Mal, die DDR sechs Mal.

Bei den Frauen war Russland vierzehn Mal erfolgreich, die UdSSR zwei mal und die DDR neun Mal.

DER „NEUE“ POKAL

In Annecy wurde der von Bruno Zauli und seinen Mitstreitern in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ersonnene Vergleich der europäischen Nationalmannschaften zu Grabe getragen. Die Trauer hielt sich in Grenzen, weil sich das Umfeld des Sports sich radikal verändert hat. Der erste Blick gilt schon längst nicht mehr der Laufbahn oder den Sprunggruben in den Stadien, sondern den Zahlen auf den von den Sponsoren ausgeschriebenen Schecks und die zweite Frage gilt den Bedingungen, die die das TV-Geschäft betreibende Managementgesellschaften diktieren. Und für die gelten ausschließlich die Quoten. Eine Leichtathletikübertragung und die damit verbundenen Werbeeinnahmen müssen Zuschauer anlocken, die keine hinterhertrabenden Langstreckler sehen wollen, sondern Weltrekorde erzielende Stars.

Und wer könnte gewonnen werden, einen Wettkampf zu

finanzieren, in dem eine Mannschaft der kleinen Staaten Europas an den Start geht?

Also wurden nicht nur die Zahlen der teilnehmenden Mannschaften radikal reduziert, sondern die seit Jahrzehnten geltenden Regeln der Leichtathletik den „Quoten“ angepasst.

Der Europäische Leichtathletik-Verband (EAA) sorgte für eine „Reform“, von der er sich – vor allem aber seinen Werbepartnern - mehr Dramatik und Spannung verspricht.

Jürgen Mallow, aus dem DLV-Trainerstab kündigte vorsichtig an: „Es ist ein Umdenken erforderlich. Man wird eine neue Wettbewerbsform erleben.“ Das Feld der Eliteliga wird von acht auf zwölf Nationen aufgestockt und die Ergebnisse von Männern und Frauen werden gemeinsam gewertet. Skepsis lösten allerdings die Regeländerungen aus, für die die Föderation mit den Worten warb: „Die traditionellen Regeln für die Langstrecken und die technischen Disziplinen sind zu Gunsten von Spannung und Dramatik verändert worden.“ Knapper und deutlicher formuliert: Alle möglichen Pausen wurden radikal gestrichen. Hoch- und Stabhochspringer haben insgesamt nur noch sieben Versuche, ein Läufer, der den Kontakt zu seinen Vorderleuten verloren hat, wird als Letzter aus dem Rennen genommen.

Bei einigen Meetings wurden die Neuerungen im letzten Sommer „getestet“. Die russischen Langstreckler Nikolai Chavkin, Igor Komarow und Denis Pankratow wurden im heimischen Zhukovskiy sieben, fünf und drei Runden vor Schluss des 5.000-Meter-Laufs als Letzte disqualifiziert. In einem Dreisprung-Wettbewerb in Spanien durften nach den ersten beiden Versuchen nur noch die sechs besten weiter springen. Nach dem vierten Durchgang blieben vier Athleten übrig, deren fünfter Sprung über alles entschied. So soll die Eishockey-Variante des „sudden death“ („plötzlicher Tod“) kopiert werden. Im Hoch- und Stabhochsprung sollen die Teilnehmer noch sieben Versuche absolvieren dürfen. Viele Athleten sehen in den Neuerungen keinen Fortschritt. Das aber erwarten die „Reformer“ auch gar nicht. Sie spekulieren auf den Beifall der Sponsoren!

Es war einmal...

Von KLAUS ULLRICH

Es war einmal ein Sportlehrer aus Senftenberg, der fuhr in den

wohlverdienten Sommerurlaub, beneidet wegen seines Ferienplatzes auf Hiddensee. Er schwamm in der Ostsee, sonnte sich in einer Sandburg, bis ihn eines Tages die Langeweile anfiel und er seinen Kollegen an der Polytechnischen Oberschule in Neuendorf besuchte. Die beiden kamen ins Plaudern und stießen bald auf ein gemeinsames Problem: Zu wenig Starts für ihre sportinteressierten Schüler. Der Neuendorfer litt noch mehr darunter als der Senftenberger, denn zu jedem Vergleich mußte man von Hiddensee zum Festland übersetzen oder Gäste bitten, das Schiff nach Hiddensee zu nehmen. Doch die beiden klagten nicht nur, sie hatten auch eine Idee: Fernwettkampf! Am Nachmittag des 26. September starteten in Drochow bei Senftenberg die Schüler des einen Lehrers und in Neuendorf die des anderen. Die Disziplinen waren vereinbart und eine Tabelle zum Vergleich der Leistungen ausgewählt worden. Am Abend führten die Lehrer ein Ferngespräch und der Lehrer aus Neuendorf meldete 790 Punkte. Der Lehrer in Drochow aber hatte 874 Punkte auf seinem Zettel. Das war die Geburtsstunde des Fernwettkampfs der Landgemeinden, in dem von nun an Jahr für Jahr mehr Dörfer mit ihren Mannschaften starteten. Längst nicht mehr nur die Schüler, sondern richtige Repräsentationen der Dörfer vom eben Eingeschulten bis zum 50jährigen. Als ein halbes Dutzend Jahre vorüber waren, zählte man bereits 957 Gemeinden mit 122.251 Teilnehmern!

Soviel zum Thema „vorgeschriebenes Leben in der DDR, das nur durch Parteibeschlüsse zu verändern war“. Übrigens: Als die beiden Lehrer ihren Plan fassten, war die DDR zehn Jahre alt und der „gründersommer“ ist demzufolge ein halbes Jahrhundert her.

Der Fernwettkampf wuchs weiter. Eines Tages monierte man vor, dass die Sieger eigentlich mehr als eine Urkunde verdient hätten. Eine festliche Siegerehrung mit Fanfarenstoß und Flaggenhissung fehlte. Schon aus Neugier, einmal einen Blick in diese Dörfer zu werfen, formierte die Sportredaktion „Neues Deutschland“ ein „Siegerehrungs“-Kommando. Statt der bei solchen Zeremonien üblichen Mädchen wurden Olympioniken ausgewählt: Wolfgang Behrendt, der in Melbourne 1956 das erste olympische Gold für die DDR im Boxring geholt hatte und der nun zum Auftakt überall Trompete blies, dann in den Boxring stieg, um Kämpfe von Anfängern umsichtig zu leiten, danach zum Fotoapparat langte, um

die schönsten Augenblicke festzuhalten, und der schließlich noch auf den Heimtrainer stieg, um seine Kräfte mit dem Kanu-Olympiasieger Dieter Krause zu messen. Der wiederum war ein strahlender Sieger mit der kleinen menschlichen Schwäche, nicht verlieren zu können. Er hätte wohl eher einen Zahn geopfert, als Wolfgang Behrendt bei jenem Finalduell nur den Zipfel eines Sieges zu überlassen. Der Box-Olympiasieger verlor seinen Humor darüber nicht, plädierte aber für Gerechtigkeit: „Der is soville jrößer, der muß mit'n Zentna Briketts uffn Rücken fahrn!“ Der Dritte im Bunde war der zweifache Lauf-Silbermedaillengewinner Hans Grodotzki, der allerorts Ratschläge für das Training junger Läufer gab.

In Schwanebeck, einem 650 Jahre alten Dorf vor Altentreptows Toren, begann die Siegertournee. In Heudeber, am Rande des Harzes, wurde sie fortgesetzt, erlebte in Bützow bei Wittenberg einen neuen Höhepunkt und endete in Döbern.

Nicht, daß überall Freude und Frohklang herrschte. In Döbern bangte der Gastwirt um seine Stammgäste. „Was soll denn das werden?“ fragte er maulend, als die ersten Vorbereitungen für die Siegerehrung getroffen wurden. Der unverwüstliche Wolfgang Behrendt beruhigte ihn: „Nischt unjewöhnlichet, Meester. Wir reißen nur det Parkett 'raus und pflanzen Mais an. Und damit ihn' nischt kaputt jeht, kommen wir mit den Elefanten durch den Hintereingang.“

Hauptgesprächsthema überall: Ob wohl in unseren Dörfern auch mal ein Olympionike geboren wird? 1972 war Ilse Kaschube in München unter den Medaillengewinnern. Geburtsort: Altentreptow.

//DOKUMENTATION/DISKUSSION

DEUTSCH-DEUTSCHE SPORTBEZIEHUNGEN

UND DIE „HALLSTEIN-DOKTRIN“

In einer Zeit, in der sich die dominierenden Medien vor allem vorgebliche „Gedenken“ widmen, erschien es uns angeraten, Passagen der Antrittsvorlesung zu zitieren, die Martin H. Geyer am 1. 6. 1994 an der Philosophischen Fakultät der Universität Köln gehalten und einem Thema gewidmet hatte, dem heutzutage kaum jemand Aufmerksamkeit schenkt und erst recht nicht „gedenkt“: Dem politischen Eifer der Bundesregierung, sich in die deutsch-deutschen Sportbeziehungen einzumischen. Die bemerkenswerte Vorlesung war erweitert in Nr. 44 der „Vierteljahresshefte für Zeitgeschichte“ (München) publiziert worden.

1. Sport und nationale Repräsentation

Der deutsche Sieg bei der Fußballweltmeisterschaft 1954 hat in der populären Mythologie seit jeher mehr zur Konstituierung der Bundesrepublik beigetragen als alle großen diplomatischen Staatsaktionen der Nachkriegszeit. Noch vor der Erlangung der vollen staatlichen Unabhängigkeit konnte die Bundesrepublik über den Sport mit allen Insignien nationaler Souveränität vor der Welt auftreten: Radio, Wochenschauen, der Bildjournalismus und das frühe Fernsehen verbreiteten die schwarzrot-goldene Fahne und das Deutschlandlied, dessen dritte Strophe seit 1952 Nationalhymne war. Auf ihrem Trikot führten die Sportler den zum Bundesadler mutierten Reichsadler. Gesiegt hatte die bundesdeutsche „National-Elf“, gefeiert wurde der Sieg Deutschlands - auch östlich der Elbe. Bürgermeister, Landräte, Minister und nicht zuletzt der in Sportkreisen beliebte Bundespräsident betonten bei der stürmisch gefeierten Rückkehr der deutschen Fußball-Elf, welche Bedeutung dem sportlichen Erfolg beigemessen wurde. Nach Ansicht des damaligen Präsidenten des Deutschen Sportbunds (DSB), Willi Daume, war es ein „Rummel“, der von „alle[n] möglichen Regierungsstellen und Stadtverwaltungen in trauer Gemeinschaft mit dem Schankgewerbe“ inszeniert wurde¹⁾. Im Danksagungsschreiben des Deutschen Fußball-Bunds für die Glückwünsche des Bundeskanzlers hieß es etwas ungenau, daß das „Volk schlechthin“ von der Begeisterung erfaßt worden sei. Die vielen Zuschriften aus dem anderen Teil Deutschlands galten als

„Bekanntnis zur deutschen Gemeinschaft“, ja die Begeisterung für den deutschen Sieg habe den „Charakter einer Volksabstimmung“²⁾.

Es kann wenig verwundern, daß man im Ausland diese Inszenierungen des Nationalen mit gemischten Gefühlen verfolgte. Im Berner Stadion sangen die deutschen Fußballfans nicht die dritte, sondern die erste Strophe des Deutschlandlieds, daß es, wie eine Kopenhagener Zeitung kommentierte, im Radio „dröhnte“ und aussah, als ob dieser Sieg den aufwiege, der 1940 bis 1945 ausgeblieben“ war. Es habe, so der dpa Überseedienst, nur noch das „Sieg Heil“ gefehlt, um die ganze Stimmung der Berliner Olympiade 1936 wieder erstehen zu lassen³⁾. Als der Präsident des Deutschen Fußball-Bunds, der Kölner Bauunternehmer Peco Bauwens, im Münchner Löwenbräukeller wie schon wenige Tage zuvor in Lindau vor versammelten Fußballern in bester Bierlaune den „Germanengott“ beschwor und in den Worten des Korrespondenten der Londoner Times so redete, als ob die Fußballer „einen Erbfeind auf dem Schlachtfeld vernichtet hätten“, war man davon nicht nur im Ausland höchst irritiert. Der Bayerische Rundfunk unterbrach sogar die Live-Übertragung mit Tanzmusik⁴⁾. Weder der Enthusiasmus in Deutschland noch die Reaktionen im Ausland können überraschen. Die Repräsentation des Nationalen über den Sport ist mehr als nur ein für viele störender Nebeneffekt. In Verbindung mit modernen Kommunikationsmitteln ist der Sport zweifellos eines der wirkungsvollsten Medien, das die Darstellung des Nationalstaates und eines populären Nationalismus im 20. Jahrhundert erlaubt. Dabei ist es nur vordergründig ein Widerspruch, daß es dazu gerade einer weltweiten Sportbewegung bedarf, die mit zahlreichen internationalen Veranstaltungen die Bühne für diese Inszenierungen bereitstellt. Die Olympischen Spiele demonstrieren mehr als alles andere, wie sehr dieser nichtstaatliche Internationalismus von der Verknüpfung von Sport und nationaler Symbolik lebt.

[...]

So eindeutig bei der Fußballweltmeisterschaft 1954 die Frage der sportlichen Vertretung des geteilten Deutschlands gelöst zu sein schien, so problematisch und umstritten war die Frage der nationalen Repräsentation damals schon in vielen anderen Bereichen des Sports. Und in den folgenden Jahren wurde dies

eher noch schwieriger: Welches Deutschland würde in Zukunft im und durch den Sport repräsentiert sein? Zwei de facto souveräne Staaten, die in unterschiedliche politische Blöcke eingebunden waren? Oder zwei Staaten, die sich auf dem vermeintlich neutralen Boden des Sports auf ihre gesamtdeutsche Identität besinnen konnten, zumal nach verbreiteter Meinung Sport nichts mit Politik zu tun habe? Und wenn man letzteres positiv beantwortete: Mit welchen Fahnen, Hymnen und Abzeichen sollten diese gesamtdeutschen Mannschaften auftreten?

Vor die Aufgabe gestellt, diese Fragen zu beantworten, schwand für die Zeitgenossen die Gewißheit von 1954. Das lag an der merkwürdigen Rolle, die der Sport in der Geschichte der deutsch-deutschen Beziehungen spielte. Im Gegensatz zu vielen anderen Bereichen rissen die Kontakte zwischen Ost und West im Sport nie völlig ab. Sie entwickelten sich zum einen bilateral über Verhandlungen und Abmachungen zwischen west- und ostdeutschen Sportverbänden, zum anderen gab es, nolens volens, Beziehungen über die einzelnen Weltfachorganisationen, deren Veranstaltungen in der Nachkriegszeit rasch zunahm und trotz - oder vielleicht gerade wegen! - des Kalten Krieges große Popularität genoss. Daraus ergaben sich spezifische, höchst problematische Konstellationen deutsch-deutscher Beziehungen, die aus mehreren weit über das engere sporthistorische Interesse hinausweisenden Gründen von Bedeutung sind: Schon zeitgenössische Beobachter bemerkten, daß der Sport der DDR-Führung eine große Chance bot, sich international zu etablieren und das eigene System zur Schau zu stellen⁷⁾. Ja, es läßt sich die These vertreten, daß sich die DDR gegenüber dem Westen als staatliches Gebilde primär über den Sport konstituierte. Das war von großer Bedeutung für die deutsch-deutschen Beziehungen. Denn aufgrund der offensiven Strategie der DDR, mittels des Sports ihre Anerkennung durchzusetzen, wurde, wie am Beispiel des Gebrauchs von Hymne und Staatsflagge zu zeigen sein wird, die Frage der nationalen Repräsentation Deutschlands aufgeworfen. Die damit verbundenen Fragen der symbolischen Darstellung nationaler Identität berührten das Selbstverständnis der Bundesrepublik, Gesamtdeutschland zu vertreten, und somit fundamentale Prinzipien bundesdeutscher Außenpolitik. In den Auseinandersetzungen um den Gebrauch nationaler Symbole ging

es denn auch immer um eine nationale Ortsbestimmung der zwei deutschen Staaten, die bei allen unterschiedlich motivierten Strategien der Abgrenzung gerade im Sport auf das engste aufeinander bezogen waren.

II. Die Offensive des DDR-Sports

DSB-Präsident Willi Daume führte an der Jahreswende 1955/56 in einer langen, streng vertraulichen Denkschrift für Bundesinnenminister Gerhard Schröder aus, daß die DDR gemessen mit dem „Maßstab der sportlichen Praxis [...] leider tatsächlich schon ein souveräner Staat und ebenso ganz zweifellos ein Satellitenstaat Rußlands" geworden sei. Diese nüchterne Diagnose ist schon deswegen bemerkenswert, weil die Ausgangsbedingungen der DDR auch im Bereich des Sports denkbar schlecht gewesen waren¹⁰⁾. Erst seit 1951 wurden von Walter Ulbricht Initiativen ergriffen, in den internationalen Sportverbänden Fuß zu fassen. Dennoch konnte sich die DDR binnen weniger Jahre fest auf der internationalen Bühne des Sports etablieren, und alle Versuche, sie aus dieser Position wieder zu verdrängen, waren zum Scheitern verurteilt. Dieser Erfolg ist ganz wesentlich auf die doppelte Einbindung der beiden deutschen Sportorganisationen auf nationaler und internationaler Ebene und auf die daraus resultierende Tatsache zurückzuführen, daß der sportliche „Internationalismus" dem Spielraum der westdeutschen Sportpolitik Grenzen setzte.

Die Bundesregierung stimmte mit den westdeutschen Sportfunktionären überein, daß die Isolierung der DDR auf internationalem Parkett eine Frage der „staatspolitischen Verantwortung" sei¹¹⁾. Ein höchst sensibler Punkt war in dieser Hinsicht die Anerkennung durch das Internationale Olympische Komitee (IOC). In diesem exklusiven Altherrenkreis waren die Vertreter der Bundesrepublik in einer relativ günstigen Ausgangsposition: Die westlichen Staaten verfügten dort zu dieser Zeit noch über stattliche Mehrheiten; außerdem pflegten westdeutsche Sportfunktionäre vielfältige persönliche Beziehungen zu Mitgliedern des IOC, die meist in die Zeit der Olympischen Spiele 1936, wenn nicht gar schon in die Zeit davor zurückreichten. Das galt besonders für Karl Ritter von Halt, der seit 1928 Mitglied

des IOC war, eine wichtige Rolle bei der Organisation der Olympischen Spiele 1936 gespielt hatte und nicht zuletzt wegen seiner guten Verbindungen zu Exponenten der nationalsozialistischen Führung in den Vorstand der Deutschen Bank aufgerückt war. Trotz seiner politischen Vergangenheit und anfänglicher Vorbehalte auch des Bundeskanzleramtes avancierte von Halt nach langer Internierungshaft in der Sowjetunion 1951 zum Präsidenten des 1949 neu gegründeten Nationalen Olympischen Komitees für Deutschland (NOK). Diesen Aufstieg verdankte er nicht zuletzt der Freundschaft mit dem seit 1953 amtierenden IOC-Präsidenten Avery Brundage, der sich unter Berufung auf die Unabhängigkeit des Sports von der Politik 1936 erfolgreich gegen den Boykott der Olympischen Spiele durch die USA eingesetzt hatte¹²⁾.

IOC-Entscheidungen waren und sind immer politische Entscheidungen. Das wird am Beispiel der Aufnahme Deutschlands besonders deutlich¹³⁾: Frankreich erreichte 1950 die Anerkennung eines eigenständigen „NOK des Saarlandes“, ohne dabei auf nennenswerten Widerstand zu stoßen. Dagegen zog sich die Aufnahme des NOK für Deutschland aufgrund von Widerständen kleinerer europäischer Staaten, der ungeklärten Position Ostdeutschlands und der Haltung des damaligen schwedischen IOC-Präsidenten Sigfrid Edström bis 1951 hin. Die DDR-Führung setzte sich dabei zunächst für ein gesamtdeutsches NOK ein. Nach den strikt ablehnenden Bescheiden der westdeutschen Sportführung gab sie im Frühjahr 1951 aber die Gründung eines eigenen NOK bekannt und forderte, sekundiert von der Sowjetunion, nun ebenfalls die Anerkennung durch das IOC“. Nach kräftigen Interventionen der Bundesregierung und der Alliierten wurde aber nur das „NOK des neuen Staates mit den Namen Westdeutschland“ anerkannt, wie die gegenüber dem eigenen Selbstverständnis abweichende offizielle Bezeichnung im IOC-Bulletin lautete. Unter der Führung des westdeutschen NOK sollte eine gemeinsame Olympiamannschaft West- und Ostdeutschlands gebildet werden.

Damit war der Anspruch der Bundesrepublik, die Nation olympisch zu vertreten zwar sichergestellt. Auf der anderen Seite ließen sich nun aber Verhandlungen mit der Sportführung der DDR nicht mehr vermeiden. Wie von Halt Bundeskanzler Adenauer mitteilen

konnte, wurden die Verhandlungen über die Aufstellung einer gemeinsamen Olympiamannschaft so geführt, „daß sie ergebnislos verlaufen mußten“¹⁵⁾. Dies und einige Ungeschicklichkeiten der DDR-Sportvertreter hatten zur Folge, daß die westdeutsche Mannschaft mit der schwarz-rot-goldenen Fahne in Gepäck 1952 schließlich allein zu den Sommerspielen nach Helsinki reiste. Noch zu den Winterspielen in Norwegen war dem deutschen Sport bedeutet worden, daß die „allgemeine Volksstimmung“ für einen Besuch deutscher Sportmannschaften nicht günstig sei¹⁶⁾.

Auch ohne olympische Vertretung war Helsinki ein Erfolg für die SED-Führung. Verschiedene Weltsportorganisationen, darunter der mächtige internationale Fußballverband, nahmen danach DDR-Sportverbände auf. Wie in Bonn mit einiger Besorgnis registriert wurde, war damit in die „bisher bestandene einheitliche Front eine Bresche geschlagen“¹⁷⁾. Tatsächlich war diese Entwicklung in der Folgezeit nicht mehr abzubremesen: 1955 war die DDR in 19 internationalen Fachverbänden, darunter in 14 sogenannten olympischen Sportarten, vertreten; 1956 und 1957 wurde die Anerkennung durch 16 weitere Verbände erreicht¹⁸⁾. In keinem anderen nichtstaatlichen Bereich gelang der DDR, wie man rückblickend besser als damals sehen kann, so früh ein „so tiefer Einbruch“¹⁹⁾ in die von der Bundesrepublik betriebene Politik der Isolierung. Unter diesen Umständen konnte 1955 - wenige Wochen nach Inkrafttreten der Pariser Verträge, die der Bundesrepublik die Souveränität brachten - auch die „provisorische Anerkennung“ des DDR-NOK nicht länger verhindert werden. Daß die Entscheidung des IOC in Paris fiel, war dabei nicht ohne eine gewisse Ironie. Eine „provisorische Anerkennung“ war in den Satzungen des IOC nicht vorgesehen. Sie lief darauf hinaus, daß die DDR keine eigene Mannschaft aufstellen und keinen eigenen Chef de Mission zu den Spielen entsenden konnte. Vielmehr war sie nun an bis zur Revision dieses Beschlusses 1965 an die Vertretung durch die Bundesrepublik gebunden. An komplizierten Verhandlungen über eine gesamtdeutsche Olympiamannschaft kam man nun endgültig nicht mehr vorbei.

Zwar konnte die westdeutsche Sportführung froh sein, eine völlige Anerkennung DDR-Sports verhindert zu haben; denn angesichts der Stellung des IOC und Rolle des Sports im öffentlichen Leben

wäre „die Anerkennung des NOK Ost praktisch der diplomatischen Anerkennung der Sowjetzonenregierung durch eine Großmacht“ gleichgekommen²⁰⁾. Aber die Freude hielt sich auch im Westen in Grenzen. Gesamtdeutsche Mannschaften waren im höchsten Grad suspekt, und zwar aus Gründen, die in der Entwicklung des deutsch-deutschen Sportverkehrs zu suchen sind. Von 1951 bis 1955 war es nämlich vor allem die DDR gewesen, die sich im Zusammenhang mit ihrer deutschlandpolitischen Agitation für gesamtdeutsche, paritätisch organisierte Sportverbände und gesamtdeutsche Meisterschaften eingesetzt hatte.

Sie waren Teil der unter dem Slogan „Deutsche an einen Tisch!“ gegen die Bundesregierung und die NATO geführten Kampagne²¹⁾. Im Westen war man deshalb hin- und hergerissen zwischen stereotypen Bekenntnissen, die Kontakte zwischen Ost und West nicht abreißen zu lassen, und Befürchtungen, daß Sportveranstaltungen und zumal gesamtdeutsche Mannschaften dem Osten zur inneren „Aufweichung“ und „Infiltration“ des Westens dienen konnten.

[...]

Schließlich glaubte der DSB auch über vertragliche Abmachungen ein effektives Druckmittel gegenüber politischen Einflußversuchen der DDR in der Hand zu haben. Von größter Bedeutung war in dieser Hinsicht das Berliner Abkommen vom 12. Dezember ²⁵⁾. Diesem Abkommen war im September der Abbruch der gesamtdeutschen Sportbeziehungen durch den DSB vorausgegangen. Die Gründe für diesen dramatischen Schritt lagen im fortlaufenden politischen Mißbrauch des Sports und insbesondere in der Behinderung von Berliner Sportlern. Mit dem Abkommen verschaffte sich der DSB ein, wie man aufgrund späterer Erfahrungen meinte, recht wirksames Druckmittel, um die politische Instrumentalisierung einzelner Veranstaltungen zu unterbinden. Aber das Abkommen reichte sehr viel weiter Neben Bestimmungen über „parteipolitische Reden oder Ansprachen“, der Verpflichtung zur schwarz-rot-goldenen Fahne und der Anerkennung der Flaggen und Wimpel der beteiligten Sportorganisationen findet sich darin auch ein Bekenntnis zu gesamtdeutschen Mannschaften sowie - einigermaßen konträr dazu - die Empfehlung an die westdeutschen Verbände, die Anträge der DDR-Sportsektionen zur Aufnahme in die

internationalen Sportorganisationen zu unterstützen.

Das Berliner Abkommen von 1952 ist nichts weniger als der deutsch-deutsche Grundlagenvertrag auf dem Gebiet des Sports: Die beiden deutschen Sportorganisationen verhandelten nicht nur miteinander, sondern schlossen auch Verträge. Der Sportverkehr war von nun an bilateral geregelt. Vereinzelt wurde zwar schon damals erkannt, daß nun auf „internationaler Grundlage (...) zwei Deutschland' erschien²⁶⁾. Später wurde das Abkommen aber immer wieder als Beispiel für die Blauäugigkeit der Sportführung angeführt, etwa als der DSB-Generalsekretär von Mengden 1962 dem damaligen Verhandlungsführer Daume schrieb, daß die westdeutsche Sportführung 1952 „fast den ganzen Obstgarten“ verschenkt habe, von dem sie nun „die letzten drei Bäume erbittert“ verteidige²⁷⁾.

Gemessen an der Logik des Kalten Krieges mochte im Berliner Vertrag in der Tat eine gewisse Naivität zum Ausdruck kommen. Auf der anderen Seite ist aber auch klar, daß Daume nicht allein stand. Wenn er die Auffassung vertrat, daß man das „sportliche West-Ost-Problem“ nicht zu politisch sehen dürfe, so sprach dieser geschickte Taktiker, der ansonsten die Berechnungen der ostdeutschen Sportführung sehr gut verstand, eine gerade unter Sportlern weit verbreitete Meinung aus²⁸⁾. In wenigen anderen Bereichen war die Raison des Kalten Krieges so unbeliebt wie im Sport. Die Verweigerung von Einreisevisen für Sportler aus dem Ostblock seitens der Bundesregierung stieß regelmäßig auf massive öffentliche Kritik. Wettbewerbe mit Mannschaften aus dem Ostblock, zumal in Sportarten wie Eishockey und Fußball, waren Publikumsrenner, auch wenn sie, wie 1954 in Krefeld ein Eishockeyspiel gegen eine Moskauer Mannschaft, ausgerechnet am Tag der Kriegsgefangenen“ ausgetragen wurden²⁹⁾.

Ausdruck reiner Blauäugigkeit war auch die Auffassung nicht, man solle doch die ostdeutschen Sektionen „in Gottes Namen“ in die internationalen Verbände aufnehmen, „denn schließlich (hätten) eben die ostdeutschen Sportler auch ein Recht, an internationalen Wettkämpfen teilzunehmen“³⁰⁾. In Wahrheit verbarg sich dahinter das Kalkül, gesamtdeutsche Mannschaften zu verhindern.

[...]

III. Das Dilemma der „Hallstein-Doktrin“

Sport war Politik, und zwar „hohe Politik“. Diese Erkenntnis setzte sich im Winter 1955/56 auch in der Bundesrepublik durch, wenngleich zunächst aus ganz anderen Gründen als jenseits der Elbe. Um diese Zeit forderte der Bundesaußenminister vom Bundesinnenminister die Federführung in allen Angelegenheiten, in denen in Sportfragen spezifisch außenpolitische Fragen berührt wurden: Die internationalen Sportbeziehungen, insbesondere die Vorbereitung der bevorstehenden Olympischen Spiele, hätten, wie einem zunächst uneinsichtigen Innenministerium entgegengehalten wurde, „einen ausgesprochen außenpolitischen Charakter“ angenommen. Die Rückwirkungen dieser Dinge auf die allgemeinen außenpolitischen Beziehungen seien zu groß geworden³⁹⁾. Aktueller Anlaß dieser Kontroverse war die Veröffentlichung der Ergebnisse der Verhandlungen zwischen den Sportorganisationen der DDR und der Bundesrepublik über die Aufstellung einer gesamtdeutschen Olympiamannschaft für die Winterspiele in Cortina d'Ampezzo (Italien), von der Brentano offenbar aus der Zeitung erfuhr. Am 15. November 1955 monierte der Außenminister, daß „unsere vortrefflichen Sportsleute“, die, wie er ironisch hinzufügte, ja nach seinen Informationen weitgehend identisch seien „mit denen, die diesen Beruf schon im 3. Reich ausübten“, durch diese Verhandlungen nicht nur anerkannten, daß es zwei olympische Komitees, sondern auch - weit schlimmer! - zwei deutsche Nationalhymnen gebe. Daran könne man einmal mehr sehen, wohin „technische Ost-West-Kontakte“ führten⁴⁰⁾. Für die Vertreter des Sports war die „Bestürzung“ des Außenministers zunächst alles andere als verständlich; die Ergebnisse der Verhandlungen lagen ja schon länger vor, ohne daß es zu Interventionen oder Stellungnahmen gekommen wäre⁴¹⁾. Das Arrangement der beiden deutschen Sportorganisationen war nicht nur wegen der zwei Nationalhymnen brisant. Es gab weitere Gründe, die mit der Moskauer-Reise des Bundeskanzlers im September und der Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit der Sowjetunion zusammenhingen, einer Reise, der im übrigen zum Leidwesen der Bundesregierung eine publizistisch gut vorbereitete Einladung von Spartak Moskau an den Deutschen Fußball-Bund vorausgegangen war, die nicht mehr rückgängig zu machen war. Die deutschen Fußballer verloren ihr Spiel. Darüber, ob die

Moskaureise ein Erfolg war oder nicht, gingen die Meinungen innerhalb der deutschen Delegation auseinander. Für Außenminister Brentano und seinen Staatssekretär Hallstein war der Kanzler, der ganz auf Prestigegewinn nach innen wie nach außen setzte, zu konzessionsbereit gewesen⁴³). Außerdem war kurze Zeit danach auch der DDR von der Sowjetunion die vollständige Souveränität übertragen worden und damit eingetreten, was die Skeptiker vorausgesehen hatten: Deutschland war künftig nun ausgerechnet in Moskau durch zwei Botschaften repräsentiert. Die eigene Politik hatte also nichts anderes als einen Präzedenzfall geschaffen, der auf die Aushöhlung des Alleinvertretungsanspruchs hinauslief.

Vor diesem Hintergrund wurde im Auswärtigen Amt zwischen September und Dezember 1955 zur Klärung der eigenen Position die sogenannte „Hallstein-Doktrin“ formuliert⁴⁴). Neu daran war nicht der Alleinvertretungsanspruch als solcher oder die Ankündigung, daß die Anerkennung der DDR als ein unfreundlicher Akt gegenüber der Bundesrepublik betrachtet würde. Das kannte man auch früher schon. Neu war vielmehr die wohl auf Außenminister Brentano selbst zurückgehende Zuspitzung, daß die Bundesrepublik die Anerkennung der DDR mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen quittieren würde.

Anlaß zu dieser klaren Positionsbestimmung, die auf einer Botschafterkonferenz Ende 1956 getroffen wurde, waren Pläne Ägyptens und Finnlands gewesen, in Ost-Berlin eine Handelsvertretung mit konsularischen Rechten zu eröffnen. Aber während man sich in Bonn noch Gedanken über die wankelmütige Haltung vor allem blockfreier Länder machte, sah sich die Bundesrepublik plötzlich selbst auf der Anklagebank: Am 14. Dezember erklärte nämlich der Direktor der Politischen Abteilung des NATO-Generalsekretärs dem deutschen NATO-Gesandten in Paris, Blankenhorn, daß man bei einigen Mitgliedsstaaten, aber auch innerhalb des Generalsekretariats selbst, über die Bildung eines gemeinsamen deutschen Olympischen Komitees und die Einigung in der Hymnenfrage erstaunt sei. Wie sei es möglich, „daß die Bundesregierung einerseits von den übrigen NATO-Mitgliedern eine schroffe Ablehnung des Pankower Regimes verlange, andererseits sich selbst keineswegs an diese Forderungen halte“? Blankenhorn antwortete

auf solche Fragen, daß „zwischen den menschlichen Beziehungen und rein technischen Kontakten mit der Sowjetzone einerseits und allen politischen Beziehungen, die einer Anerkennung des Regimes gleichkommen würden, andererseits“ ein wesentlicher Unterschied bestehe⁴⁵⁾. Aber solchen feinsinnigen Differenzierungen traute man in Bonn jetzt wie auch in der Folgezeit selbst nicht. Die Vorstellung, daß bei einer olympischen Siegerehrung, an der das ganze diplomatische Corps des gastgebenden Landes teilnahm, die Nationalhymne der DDR gespielt würde, raubte nicht nur Hallstein den Schlaf. Auf einen solchen Fall warteten in seinen Augen nicht nur die Ostblockstaaten; auch im „Lager der freien Welt“ gäbe es, wie er wohl mit Blick auf England meinte, Politiker, die eine solche Manifestation nicht ablehnen würden⁴⁶⁾. Durfte es so etwas wie gesamtdeutsche Mannschaften überhaupt geben? Die Verhandlungen zwischen den beiden NOK, um die man sich vor der Moskaureise Adenauers offenbar wenig gekümmert hatte, waren plötzlich zur Staatsaffäre geworden.

Die Strategie der DDR-Führung war eindeutig. Die westdeutschen Sportfunktionäre bemerkten schon in den Gesprächen der beiden NOK einen abrupten Sinneswandel ihrer östlichen Kollegen nach Adenauers Moskaubesuch⁴⁷⁾. Das Bekenntnis zu gesamtdeutschen Vertretungen wurde aus dem Vokabular gestrichen; erst 1959/ 60 sollte es im Kontext der Vorschläge über eine Konföderation wieder auftauchen. Auch im Sport sollte nun die Souveränität der DDR klar dokumentiert werden: „Ausgehend von der Existenz zweier deutscher Staaten kann bei den Verhandlungen zwischen Vertretern der Sektion Fußball der DDR und den Vertretern des Deutschen Fußball-Bunds die Basis für die Verhandlung nur die volle Gleichberechtigung sein“, hieß es in internen Richtlinien für die Gespräche über eine gesamtdeutsche Fußballmannschaft für die Olympischen Sommerspiele in Melbourne 1956⁴⁸⁾. Aufgrund der großen Leistungsdifferenzen war das, wie man genau wußte, völlig indiskutabel.

Die gleiche Strategie der Sprengung verfolgte man in den Bereichen, wo es wie beispielsweise im Tischtennis, Handball oder der Leichtathletik, noch gesamtdeutsche Sportmannschaften gab. In der Bundesrepublik tat man sich schwerer, eine Linie zu finden. Man schwankte zwischen dem Wunsch, West- und Ostdeutsche

unter der schwarz-rotgoldenen Fahne antreten zu lassen, und fundamentalen politischen Bedenken. So begrüßten Referenten im Ministerium für gesamtdeutsche Beziehungen ebenso wie auch einzelne Abteilungen des Auswärtigen Mini Amtes 1956 die Idee der Aufstellung einer gesamtdeutschen Eishockeymannschaft. Sie würde „das Zusammengehörigkeitsgefühl aller Deutschen und ihr[en] Willen zu einem einheitlichen Deutschland“ demonstrieren⁴⁹⁾. Tatsächlich schien jetzt die Stunde gekommen, die bis dahin von der DDR ausgehende Parole vom gesamtdeutschen Sport zu propagieren; denn mit gesamtdeutschen Mannschaften ließ sich Deutschland als Nation repräsentieren. Bedingung dafür war selbstverständlich, daß die Mannschaftsführer aus der Bundesrepublik stammten und man sich im Sinne der Bundesrepublik auf die nationalen Symbole einigte.

Andererseits setzte man sich mit der Schaffung gesamtdeutscher Mannschaften und mit gesamtdeutschen Meisterschaften zunächst aber doch dem Verdacht aus, mit der DDR zu „sympathisieren“: Dies war, wie von Halt 1956 mit Blick auf die Olympiamannschaft meinte, eine Form der „Verständigungspolitik“⁵⁰⁾, die es eigentlich gar nicht geben dürfe. Aber das war nicht das einzige oder gar das entscheidende Problem. Wie Karl Carstens, damals Staatssekretär im Auswärtigen Amt, im Zusammenhang mit der Aufstellung der erwähnten Eishockeymannschaft vermerkte, konnten die dazu notwendigen Verhandlungen „im sowjetzonalen Sinne als Beweis dafür interpretiert werden, daß das Wiedervereinigungsproblem und die mit ihm zusammenhängenden Fragenkomplexe durch direkte Kontakte zwischen Bonn und Pankow gelöst werden können“⁵¹⁾. Das war auch die Meinung Hallsteins: Es gehe nicht an, daß die Bundesregierung einerseits mit dem äußersten Mittel, dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen drohe, falls ein Staat die Anerkennung der DDR in Erwägung zöge, andererseits aber den Anschein erwecke, als ob sie sich mit Vereinbarungen wie denen der beiden deutschen NOK identifiziere⁵¹⁾.

Aus diesen Gründen wurde zunächst mit allen Mitteln versucht, die vorläufige Anerkennung des DDR-NOK wieder rückgängig zu machen⁵³⁾. Das entpuppte sich schnell als Illusion. Die Anstrengungen, über das diplomatische Corps und die Verbündeten direkt und indirekt auf IOC-Präsident Brundage und

andere IOC-Mitglieder einzuwirken⁵⁴⁾, erwiesen sich als Fehlschlag. Das gleiche gilt für spätere Versuche, den DDR-Sport in den Weltverbänden zu isolieren und auszuschließen". Das musste schon deshalb ein frommer Wunsch bleiben, weil sich im Bereich des Sports das Prinzip „zwei Staaten" schon früh durchgesetzt hatte⁵⁶⁾.

Welche Alternativen gab es? Die beiden federführenden Ministerien drängten 1956 auf den Boykott der Sommerspiele in Melbourne, der von einem Austritt aus dem IOC flankiert werden sollte. Zugleich drohte Innenminister Schröder mit der Sperrung der Subventionen für die deutsche Olympiamannschaft: Damit würde sich die Bundesrepublik demonstrativ von den Beschlüssen der beiden NOK distanzieren⁵⁷⁾. Im DSB war man entsetzt. Daume entwickelte 1956 gegenüber Innenminister Schröder ein Szenario, demzufolge sich einzelne westdeutsche Sportler über Berlin der DDR-Mannschaft anschließen würden⁵⁸⁾. Noch problematischer aber war ein anderer Punkt: Bei einem Olympiaboykott der Bundesrepublik wäre die DDR-Mannschaft mit Sicherheit allein zu den Spielen gereist; außerdem hätte dies möglicherweise die von der DDR angestrebte volle internationale Anerkennung der DDR-NOK bedeutet.

Jetzt wie auch in der Folgezeit waren es die Vertreter des Sports; die den Politikern vorwarfen, aus einem falschen Gefühl der politischen Stärke heraus die Implikationen des sportlichen „Internationalismus“ zu verkennen. Als NOK-Präsident von Halt die Vertreter einer harten Linie fragte, ob die Bundesregierung eher die Anerkennung eines selbständigen „SBZ-NOK“ und das Auftreten einer selbständigen DDR-Mannschaft bei den Olympischen Spielen oder die Teilnahme einer gesamtdeutschen Mannschaft wünsche, konnte Staatssekretär Hallstein nur antworten, daß das erstere mit allen Mitteln verhindert werden müsse und das zweite mit einem Minimum an Konzessionen notfalls tragbar sei⁵⁹⁾.

Damit war ein Kompromiß angedeutet. Neben anderen Protokollfragen einigten sich die beiden NOK für die Sommerspiele schließlich auf Ludwig van Beethovens „Hymne an die Freude“ als Ersatz für die Nationalhymne. Das war für sich genommen wiederum nicht ganz unproblematisch, denn die DDR-Sportführung, die sich bei den Winterspielen keine Hoffnungen auf eine Goldmedaille machen konnte, hatte

Beethovens „Hymne an die Freude“ nur deshalb vorgeschlagen, um das Deutschlandlied zu verhindern. Die Bundesregierung mußte nicht nur 1956 einsehen, dass gesamtdeutsche Mannschaften „noch die beste von allen schlechten Lösungen“ darstellten⁶⁰⁾ Zähneknirschend und mit einiger Verärgerung darüber, daß der Sport bei aller Bereitschaft seiner Funktionäre, mit staatlichen Stellen zu kooperieren, eigenen Gesetzen gehorchte, und nicht voll auf die außenpolitische Linie zu bringen war, machte man gute Miene zum bösen Spiel und beugte sich den Realitäten, 1956 wie 1960. Offenbar gab es 1956 aber bis zuletzt Stimmen, wohl auch aus dem Bundeskanzleramt, die einen Boykott befürworteten⁶¹⁾. Noch 1960 fand man sich nur schwer mit der eingetretenen Entwicklung ab. Als Willi Daume nach einer hitzigen Unterredung Bundeskanzler Adenauer zu überreden versuchte, auf der anschließenden Pressekonferenz zu sagen, dass er bei den Olympischen Spielen in Rom eine gesamtdeutsche Mannschaft immerhin „honoriere“, konterte Adenauer mit offensichtlichem Verdruß: „Honoriert nicht! Ich würde auch nicht sagen toleriert. Ich würde sagen: das ist eine Tatsache, [und] über Tatsachen lange zu sprechen, hat keinen Zweck.“⁶²⁾ Er ließ keinen Zweifel daran, daß ihm die ganzen deutsch-deutschen Kontakte im Sport höchst suspekt waren.

Wie an der Debatte über die Teilnahme an den Olympischen Spiele 1956 zu sehen ist, stand Bonn, gewappnet mit der Hallstein-Doktrin, vor einem fundamentalen Dilemma: Verhandlungen mit dem DDR-Sport konnten als politische Anerkennung der DDR interpretiert werden, selbst wenn es auf Seiten der Bundesrepublik eine nichtstaatliche Organisation war, die diese Verhandlungen führte. Gesamtdeutsche Mannschaften waren seit 1956 ein Auslaufmodell, auch wenn die Bundesregierung sie nun zunehmend als „erwünscht“ betrachtete. Das Problem war, dass sie nicht ohne weiteres zur inneren Konstituierung der Bundesrepublik paßten, wie sich zeigte, als es um die Frage von Bundeswehrangehörigen in gesamtdeutschen Mannschaften ging. Aber auch die Alternative war nicht diskutabel, denn mit getrennten Mannschaften wäre nämlich die Anerkennung der DDR auf internationaler Bühne noch offenkundiger gewesen. Mit anderen Worten: Es bestand die Gefahr des Scheiterns, egal welchen Weg man auch einschlug. g. Denn die „Hallstein-Doktrin“ setzte eine

radikale Trennung von Ost und West voraus, die es im Sport nicht gab.

ANMERKUNGEN

1) Bei dem Aufsatz handelt es sich um eine erweiterte Fassung der Antrittsvorlesung am 1. 6.1994 in der philosophischen Fakultät der Universität zu Köln. Bundesarchiv Koblenz (künftig: BAK), B 106/393, Daume an Oberüber im Bundespräsidialamt, 26.6. 1956. Alfred Georg Frei, Finale Grande. Die Rückkehr der Fußballweltmeister 1954, Berlin 1994, S. 16; Arthur Heinrich, Tooor! Toor! Tor! Vierzig Jahre 3:2, Hamburg 1994; Jürgen Busche, Der Mythos von 1954, in: Aus Politik u. Zeitgeschichte B 24/94, 17.6.1994, S. 13-15.

2) BAK, B 106/Nr.1824, Schreiben Deutscher Fußball-Bund an Adenauer, 15.8.1954.

3) BAK, B 106fNr.1824, dpa Überseedienst, 7.7.19'54.

4) Die Zeit, 15.7.1954; Süddeutsche Zeitung, 8.7.1954; vgl. auch Frei, Rückkehr, 5.113 f. Die Frankfurter Rundschau bemerkte anlässlich eines kritischen Leserbriefes, daß offenbar auch die Nationalmannschaft wenig von der Rede entzückt war, Frankfurter Rundschau, 15.7. 1954.

7) Hans Schimanski, Sport und Politik, Ziele und Methoden kommunistischer Sportpolitik, in: SBZ- Archiv 10 (1959), S. 370-374, hier S. 373 f.; Ulrich Pabst, Sport - Medium der Politik? Der Neuaufbau des Sports in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg und die innerdeutschen Sportbeziehungen bis 1961, Berlin u.a. 1980, S.129ff. Für die Zeit seit den sechziger Jahren vgl. Gunter Holzweissig, Diplomatie im Trainingsanzug. Sport als politisches Instrument der DDR, München/Wien 1981; G. Carr, The Use of Sport in the German Democratic Republic for the Promotion of National Consciousness and International Prestige, in: Journal of Sport History, H. 1, 1974, S. 123-136; Helmut Digl, Sport und nationale Repräsentation. Spitzensport im Dienste der Politik, in: Der Bürger im Staat 24 (1974), 5.195-202; Peter Kühnst, Der mißbrauchte Sport. Die politische Instrumentalisierung des Sports in der SBZ und DDR 1945-1957, Köln 1982, S.69ff.

8) Vgl. in diesem Zusammenhang auch die anregenden Überlegungen von Christoph Kleßmann, Verflechtung und Abgrenzung. Aspekte der geteilten und zusammengehörigen deutschen Nachkriegsgeschichte, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 29-30/93, 16.7.1993, S.30-41.

9) BAK, B 106/Nr. 1958, Daume an Sehrüder, 26.1. 1956, S. 12.

10) Vgl. Pabst, Sport, S.71 ff.; Kühnst, Sport, S.72ff.

11) BAK, B 136/Nr. 5551, Referat 5, Gumbel, an Bundeskanzleramt (künftig Buka), 17.5. 1951: Aktenvermerk über die von dem Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen auf den 16.Mai 1951 einberufene Sitzung über die sportlichen Beziehungen zur Sowjet-Zone mit sämtlichen Leitern der insgesamt 22 Sport-Fachverbände, dem Präsidenten des DSB und den Vertretern des NOK.

12) Zum Streit über von Halt vgl. Pabst, Sport, S.177ff.; recht umfangreiche Quellen in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes (künftig PA AA), Abt 2, Nr.1944; BAK, B 106/Nr.1732. Vgl. auch Arnd Krüger, Die Olympischen Spiele 1936 und die Weltmeinung Ihre außenpolitische Bedeutung unter besonderer Berücksichtigung der USA, Berlin 1972.

13) Vgl. dazu die ausführliche, sehr verlässliche Darstellung von Pabst, Sport, S.175ff., auch für das folgende.

14) Die späte Entscheidung der DDR auf Anerkennung eines eigenen NOK bedarf noch näherer Untersuchung. Eine wichtige Frage wird dabei sein, welche Rolle die Sowjetunion spielte, die aber selbst erst 1951 vom IOC aufgenommen wurde. Bedeutsam ist dieser Punkt vor dem Hintergrund der provokativen Thesen in: Wilfried Loth, Stalins ungeliebtes Kind. Warum Moskau die DDR nicht wollte, Berlin 1994.

15) BAK, B 136/Nr. 5551, von Halt an Adenauer, 25.5.1951; vgl. auch Guido von Mengden, Tatsachen und Daten zur Geschichte des gesamtdeutschen Sportverkehrs, in: Jahrbuch des Sports 1959/60, S.25 - 44.

16) BAK, B 136/Nr.5551, Bundesinnenministerium (künftig: BMI) an Buka, 26.10. 1953.

17) BAK, B 136/Nr.5551, BMI an Buka, 26.10. 1953, Vermerk über Besprechung mit von Halt am 11.8. 1956.

18) Pabst, Sport, S.221.

19) BAK, B 136/Nr. 5555, Vermerk über die Besprechung Adenauers mit Sportjournalisten, 7.6.1961; vgl. auch Konrad Adenauer, Teegespräche 1959-1961, bearbeitet von Hanns Jürgen Küsters, Berlin 1988, S.521.

20) PA AA, Abc.2/1914, Bundesamt für Verfassungsschutz an BMI, Auswärtiges Amt (künftig. AA) und Bundesministerium für Gesamtdeutsche Fragen (künftig: BMG), 15.5. 1954.

21) „Die Vergleichskämpfe mit westdeutschen Sportlern müssen benutzt werden, um die Fragen der demokratischen Wiedervereinigung unter die westdeutschen Sportler zu tragen ... Die Durchführung der Meisterschaften muß der Stärkung der deutschen (sic!) Demokratischen Republik dienen“, Niederschrift über die Aussprache mit dem Genossen Walter Ulbricht vom 2.11. 1955, in: Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (künftig: SAPMO-BA), IV 2/18 Nr.2 Walter Kortenberg, Der Sport in der sowjetischen Besatzungszone, hrsg. vom Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen. Bonn 1954, S.25ff.; Pabst, Sport, S. 160ff.

25) Ebenda, S.154ff.

26) BAK, B 106/Nr. 1758, Kitz, BMI, an Daume, 30.1. 1953. Vgl. auch das Schreiben des Staatssekretärs im Buka an BMI, 17.12. 1952, in: BAK, B 136/Nr5551. Darin wird deutlich, daß man noch eine Woche nach dem Abkommen nicht genau über die Einzelheiten unterrichtet war

27) Zit. nach Pabst, Sport, S. 155.

28) BAK, B 106/Na 1758, Daume an Thedieck, BMG, 22.1. 1953.

29) Auf diese extrem unpopulären Einschränkungen, die offenbar auf eine Abstimmung innerhalb der NATO zurückgingen, kann hier nicht näher eingegangen werden. Den Sportverbänden wurde nahegelegt, sich stärker um Kontakte mit den westlichen Staaten zu bemühen. Außerdem wurde Daume instruiert, den Verkehr mit dem Osten auf diejenigen Begegnungen zu beschränken, bei denen die deutschen Sportler wenigstens die Chance eines guten Abschneidens haben'. Sportliche Begegnungen mit den Sowjets nur um der Sensation willen seien sportlich ohne Nutzen und politisch schädlich', BAK, B 106/Nr.1957, Hagelbergen, BMI, an Daume, 11.11. 1958; vgl. auch Pabst, Sport, S.222ff.

30) Wie Anm.28.

39)BAK, B 106/Nr.1810, Entwurf: PA AA, 604/Nr.635, Hallstein, AA, an Bleek,

BMI, 18.2. 1956, Bleck hatte in einem Schreiben vom 30.1. 1956 die Federführung für sein Ministerium beansprucht

40) BAK, B 106/Nr.1810, Brentano an Schröder, 15.11. 1955. Der Hinweis auf die „technischen Ost-West-Kontakte“ bezog sich zunächst einmal auf den Anspruch der Sportler, Fragen wie die der gemeinsamen Trikots, der Bekleidung, des olympischen Chef de Mission und eben auch der Hymnen „unpolitisch“ zu lösen. Zugleich war es eine klare Absage an alle Bemühungen, über die Bildung deutsch-deutscher Gremien die Kontakte zwischen dem geteilten Deutschland zu intensivieren, wie das die Opposition wünschte; vgl. dazu auch Daniel Kosthorst, Brentano und die deutsche Einheit. Die Deutschland- und Ostpolitik des Außenministers im Kabinett Adenauer 1955-1961, Düsseldorf 1993, S.89.

41) Vgl. PA AA, 604/Nr. 635, von Halt an Müller-Horn, 21.2. 1956. Rückblickend kritisierte vor allem Willi Daume immer wieder, daß die Bundesregierung zunächst wenig Interesse für Fragen des Sports zeigte; BAK, B 106/Nr.1962, Daume an Hagelberger, BMI, 14.11. 1958.

42) Zur Schadensbegrenzung wurden Überlegungen angestellt, wie man zur Vermeidung eines Faux pas dem Präsidenten des Fußball-Bunds Bauwens und der Mannschaft einen geeigneten Staatsbürgerunterricht zukommen lassen könnte; BAK, B 106/Nr.1824, Bleck, BMI, an Hallstein, AA, 12.7. 1955.

43) Die beste Darstellung bei Kosthorst, Brentano, S.78ff.; Hans-Peter Schwarz, Adenauer, Bd.II: Der Staatsmann 1952-1967, Stuttgart 1986, S.207ff.; Josef Foschepoth, Adenauers Moskaureise 1955, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B 22/86,31.5.1986, S.30-46.

44) Vgl. Kosthorst, Brentano, S.88ff. Vgl. auch Heinz Hermann Verfürth, Die Hallstein-Doktrin und die Politik der Bundesregierung gegenüber den osteuropäischen Staaten von 1955 bis 1967, Sozialwiss. Diss. Bochum 1968; Schwarz, Adenauer, 11, S.370; Hans-Peter Schwarz, Gedenkrede, in: Gedenkfeier des Auswärtigen Amtes zum 90. Geburtstag von Staatssekretär Professor Dr. Walter Hallstein (25. November 1991), Bonn 1991.

45) Krapf (in Vertretung von Blankenhorn) Paris (NATO) an AA, 14.12. 1955; Fernschreiben Blankenhorn an AA, 20.12. 1955 (PA AA, 700/Nr.146).

46) BAK, B 106/Nr.1810, Niederschrift über Besprechung am 6.1. 1956; AA 604/Nr.633; vgl. auch ebenda, Niederschrift über die Besprechung am 17.1. 1956 bei Herrn Staatssekretär wegen der Aufstellung gesamtdeutscher Mannschaften bei den Olympischen Spielen 1956, Abt.6.

47) Darauf weist Daume hin, vgl. Niederschrift über die Besprechung am 6.1.1956, in: Ebenda.

48) PA AA, 700/Nr.146, Richtlinien für Sowjetzonen-Sport-Delegationen mit Sportverbänden der Bundesrepublik. Die Verhandlungen scheiterten, da die DDR-Sportvertreter u. a. eine Parität der Spieler forderten, vgl. BAK, B 106/Nr.1955, Vermerk v. 3.12. 1955.

49) PA AA, 700fNr.146, Vermerk von Referat 201, Dr. Fechter, 17.7. 1956 betr. Gesamtdeutsche Eishockeymannschaft für die Weltmeisterschaft in Moskau.

50) PA AA, 604/Nr. 633, Niederschrift über die Besprechung am 17.1. 1956 (wie Anm.46).

51) Vermerk v. 19.7. 1956 zum Vermerk von Fechter v. 17.7. 1956 (wie Anm. 49).

52) PA AA, 604/Nr.633, Niederschrift der Abt.6 über die Besprechung am 17.1. 1956.

- 53) Noch im Januar 1956 zeigte von Halt im Auswärtigen Amt Zweckoptimismus, die Aufstellung einer gesamtdeutschen Mannschaft für die Sommerspiele in Melbourne verhindern zu können; vgl. die Aufzeichnung von Abt. 6 über die Besprechung am 17.1. 1956, in: Ebenda. Tatsächlich wurde von Halt später vorgeworfen, von dem Führer des „Ost-NOK“ eingenommen zu sein; ebenda, Vermerk v. 25.1. 1956 über Anruf von Müller-Horn am 25.1. 1956 aus Cortina d'Ampezzo. Müller-Horn vom AA war von Halt nach Cortina zu den Verhandlungen des IOC „zur Seelen- und Rückenstärkung“ „zur Seite gestellt worden; vgl. ebenda, Trützscher, AA, an den Botschafter in Canberra, 21.1. 1956.
- 54) Vgl. PA AA, 604/Nr. 633, Vermerk Trützschers v. 16.1. 1956 auf der Grundlage von Fernschreiben aus Washington.
- 55) Die Initiative ging vom Auswärtigen Amt aus, [vgl. PA AA, 700/Nr.146](#), Ressortbesprechung am 14.10. 1958 auf Einladung des BMI; Hagelberger an Daume, 11.11. 1958 (wie Anm.29).
- 56) BAK, B 106/Nr.1962, DSB an Staatssekretär Thedieck, 21.5. 1958.
- 57) Niederschrift über die Besprechung am 17.1. 1956 (wie Anm.46).
- 58) BAK, B 106/Nr. 1958, Daume an Schröder, 26.1. 1956.
- 59) Niederschrift, 17.1. 1956 (wie Anm.46).
- 60) PA AA, 604/Nr. 1069, Abt. 6, Dr. Langer, Dr. Holz, Aufzeichnungen betr. Gesamtdeutsche Mannschaften anlässlich der Olympischen Spiele, 20.7. 1962.
- 61) Vgl. das erbitterte Schreiben Daumes an Schröder, 15.11. 1956, in: BAR, B 106/Nr. 1958; Kosthorst, Brentano, S.89.
- 62) BAK, B 136/Nr.5551, im Buka angefertigte Niederschrift über den Empfang der führenden Vertreter der deutschen Turn- und Sportbewegung beim Bundeskanzler, 5.8. 1960, S.27. Bundesinnenminister Schröder nahm im übrigen dieselbe Position wie Daume ein, wenn er meinte, dass es als Selbstverständlichkeit gelte, dass Rom von einer gesamtdeutschen Mannschaft beschickt würde.
- 63) Der Moderne Fünfkampf der DDR wurde 1958 vom internationalen Verband aufgenommen, u. a. weil das Bundesverteidigungsministerium die Ausreise von Bundeswehrsoldaten zur Teilnahme an diesem vorwiegend militärischen Kampf in Ostblockstaaten und die DDR verboten hatte, BAK, B 106/Nr.1962, Daume an Hagelberger 14.11. 1956.

Vor fünfzig Jahren:
Erster Friedensfahrt-Start in
Berlin

Von KLAUS HUHN

Es ist in diesem Frühling fünfzig Jahre her, dass die Friedensfahrt zum ersten Mal in Berlin gestartet wurde. Grund genug, daran zu erinnern, zumal vieles darauf hindeutet, dass das Rennen seine Traditionen nie fortsetzen können wird.

Als Polen und Tschechoslowaken nach den ersten sieben gemeinsamen Friedensfahrtjahren „Neues Deutschland“ und dem DDR-Radsportverband den Vorschlag machten, die Hauptstadt der DDR zum ersten Mal als Startort zu wählen, war man in Berlin begeistert, sah sich aber mit einigen echten Problemen konfrontiert. Vor allem mangelte es an der nötigen Hotelkapazität. Rund 400 Teilnehmer und Begleiter für rund fünf Tage unterzubringen, war faktisch unmöglich, ohne ernste Probleme heraufzubeschwören. Dann kam jemand auf die kühne Idee, das Quartier der Parteihochschule in Pankow für den Zeitraum von der Anreise der ersten Mannschaften bis zum Aufbruch des Konvois Tage in ein regelrechtes „Friedensfahrtdorf“ zu verwandeln, doch war die Hochschulrektorin – gelinde formuliert – von dem Gedanken nicht sonderlich begeistert. Für eine Woche die Hochschulstudenten in Ferien schicken? Unvorstellbar! Und alle Bewohner der Zweibettzimmer aufzufordern, ihre Utensilien in einem der beiden Kleiderschränke unterzubringen und den anderen für die Rennfahrer aus fremden Ländern zu räumen? Ebenso unvorstellbar!

Der Autor war zufällig in der Nähe, als das deswegen von der Rektorin angerufene Politbüro zusammenkam. Der Tagesordnungspunkt war in weniger als zehn Minuten erledigt. Etwa sieben Minuten währte der Vortrag, mit dem die Ablehnung des Vorschlags begründet wurde, höchstens zwei Minuten die Darlegung der für das Vorhaben sprechenden Argumente, die verbleibende Minute verblieb dem Protokollanten, den Beschluss zu notieren: Die Teilnehmer der Friedensfahrt werden im Internat der Parteihochschule untergebracht.

Damit war der Weg frei, eine Art olympischen Dorfes in dem zwischen Rasenmatten und Kiefern faktisch mitten in der Stadt märkische Landschaft präsentierenden Objekt zu eröffnen. Als erstes wurde ein „Bürgermeister“ für das 33.000 qm umfassende „Dorf“ gesucht – und auch schnell gefunden. Kurt Edel, einer der

besten 400-m-Läufer der Nachkriegsjahre und von 1951 bis 1955 Präsident des Nationalen Olympischen Komitees der DDR schien die ideale Person zu sein und willigte auch sofort ein. Es wurden Pläne geschmiedet, die bei den Gästen den Eindruck erwecken mussten, sie seien tatsächlich Bewohner einer an „olympische Dörfer“ erinnernden Unterkunft. Dazu gehörte zum Beispiel, dass bei der Ankunft der insgesamt 18 Mannschaft nach der Begrüßung durch den „Bürgermeister“ die Nationalhymne des jeweiligen Landes gespielt wurde. Tatsächlich gelang es Kurt Edel und seinen Mitstreitern der Berliner Premiere zum Auftakt der der XII. Friedensfahrt ein besonderes Flair zu verleihen.

*

Aber schon sehr bald stellten sich Probleme ein, die niemand hatte voraussehen können. Zu den Mannschaften die erstmalig für die Fahrt meldeten gehörte Monaco. Der Masseur des monegassischen Verbandes hatte Jahre in deutschen Konzentrationslagern gelitten, von einem belgischen Kollegen während der Tour de France von der Friedensfahrt gehört und sich darum bemüht, dass sein Verband die Meldung abgab. Da Monacos erfolgreichster Profi, Vitetta – sechsfacher – Tour-de-France-Teilnehmer -, sofort bereit war, mitzumachen und die Klausel, wonach eine Mannschaft neben drei Amateuren auch drei „Unabhängige“ – Zwischenkategorie zwischen Amateuren und Profis – ihm die Teilnahme gestattete, wenn er eine „Unabhängigen“-Lizenz löste, stand der Teilnahme Monacos nichts mehr im Wege.

Bis auf eine Hürde, die kaum jemand hatte voraussehen können: Niemand wusste in Berlin, wo man die Nationalhymne Monacos auftreiben könnte. Da es durchaus denkbar war, dass die Monegassen gemeinsam mit einer anderen Mannschaft anreisten, drohte die Gefahr, dass man Monaco ohne Hymne begrüßen musste. Ein Brief an jenen inzwischen aufgefundenen Masseur, blieb ohne Antwort, aber schließlich fand man eine Variante, dass jemand ihn im Zug fragen konnte, ob ihn der Brief erreicht und er eine Platte eingepackt hatte. Er wies auf seinen Koffer und versicherte, sie dabei zu haben. Auf dem Ostbahnhof übernahm sie der unvergessene Friedensfahrt-Fotograf „Piepe“ Rowell, schwang sich auf sein Motorrad und raste nach Pankow. Dort löste er Entsetzen aus. Man hatte mit einem Tonband gerechnet und als

man endlich einen Plattenspieler aufgetrieben hatte, stellte sich heraus, dass die Platte mit einer Geschwindigkeit aufgenommen worden war, über die das Gerät nicht verfügte. Man bestürmte Nachbarn in der Gegend und als die Monegassen eintrafen, dröhnte ihre Hymne aus den Lautsprechern. Die Gäste – bis auf den eingeweihten Masseur – waren sprachlos. Noch nie war irgendwo ihnen zu Ehren die Hymne gespielt worden!

*

Alle noch so rührigen Pläne der Initiatoren des ersten Auftakts in Berlin drohten in einem Unwetter zu versinken. Dauerregen schien keinen anderen Ausweg zu lassen, als die so gründlich vorbereitete Eröffnungszeremonie zu streichen. Die Potsdamer Wetterpropheten warnten vor jedem Optimismus und schlossen nach ihren Karten einen Wolkenbruch nicht aus.

Aber die Friedensfahrt-Organisatoren wollten nicht aufgeben. Sie setzten sich mit der Handelsorganisation HO ins Benehmen und bestellten 120 Regenumhänge, damit jeder Teilnehmer wettersicher ins Stadion gelangen konnte. Die Kosten waren nirgends geplant aber ein pfiffiger HO-Händler wusste einen Ausweg: Wenn die Eröffnung vorüber ist, schicken wir eine Schar von Verkäuferinnen auf die Zuschauerränge und bieten die Mäntel als besonderes Wetterservice an, wobei noch versichert werden könnte, dass ausgerechnet der gerade angebotene bei der Zeremonie von Tåve Schur getragen worden. Als die Wolkenbruchdrohung einging, wurden noch 120 Regenschirme geordert, die dann aber zurückgegeben werden konnten – der Wolkenbruch blieb aus.

Kurz vor dem Aufbruch aus dem Friedensfahrt-Dorf wurden die Mannschaftsleiter zusammengerufen und ihnen mitgeteilt, dass die Betreuer Umhänge verteilen würden, die aber vor dem Start unversehrt zurückzugeben waren. Außerdem sollten die Rennfahrer statt der Renntrikots zunächst ihre Trainingsanzüge anziehen. Alles klappte reibungslos und die Rennfahrer waren froh, wenigstens trocken zur Etappen „Rund um Berlin“ aufbrechen zu können.

Als am Ende der Fahrt in Warschau die Mannschaftsleiter zusammenkamen, um – auch das eine bei keinem anderen Rennen übliche Gewohnheit – über den besten Etappenort zu befinden, meldete sich nach kurzer Debatte der belgische

Mannschaftsleiter zu Wort: „Liebe Freunde, mir scheint ein dringendes Wort zu Berlin nötig. Glauben sie mir, ich bin in der Welt des Radsports zu Hause, ich bin einige Male die Tour de France mitgefahren, ich denke mir auch ein Urteil über Organisation erlauben zu können. Erinnern Sie sich an den Regen in Berlin? Die Berliner Organisatoren hatten selbst mit solchem Unwetter gerechnet, niemand wurde beim Eröffnungszeremoniell naß! Das war die Spitze!“ Die Rede blieb nicht ohne Echo. Berlin erhielt die meisten Stimmen.

*

Zurück zum Tag des Auftakts. Der Belgier Rene Vanderveken meldete sich am Abend beim „Dorf-Bürgermeister“ und bat darum, vor dem Aufbruch nach Magdeburg am nächsten Morgen eine katholische Frühmesse besuchen zu dürfen. Der „Bürgermeister“ telefonierte mit Pfarrern, erkundigte sich vor allem nach den Terminen und ließ Vanderveken dann mit dem belgischen Mannschaftswagen zur Kirche chauffieren. Im Kampf um den Etappensieg mochte Täve Schur davon geträumt haben, in seiner Heimatstadt zu gewinnen. Der Sprint war hart, Vanderveken gewann, Täve wurde Vierter. Am Abend nach seinem Motiv für den Kirchenbesuch befragt, lachte Vanderveken: „Natürlich habe ich mir den Etappensieg nur selbst zuzuschreiben, aber jemand hatte mir in Belgien erzählt, wir führen in ein Land, in dem keine Kirchen mehr stünden und nun wollte ich auf Gottes Hilfe setzen und obendrein herausfinden, was man mir da erzählt hatte.“

*

Die Ankunft der Italiener in Berlin war besonders gefeiert worden. Mehr als einmal waren ihnen in den Jahren zuvor die Visa einen Tag zu spät ausgehändigt worden, so dass sie nicht rechtzeitig anreisen konnten und auf die Teilnahme verzichten mussten. Der Teamchef Giovanni Proietti, legendärer Radsporttrainer und während des Krieges Kommandeur einer Partisaneneinheit hatte diesmal das römische Außenministerium im Palazzo Chigi brillant überlistet. Er hatte den Start der Friedensfahrt in seinen Anträgen auf den 26. April „vorverlegt“ und als man ihm am 28. April die Visa zynisch grinsend und mit endlosen Erklärungen für die Verzögerung aushändigte, verzog er keine Miene, steckte die Pässe in seine Mappe und fuhr mit der Mannschaft zum Flughafen.

Er wusste, dass er rechtzeitig zum Start am 2. Mai in Berlin sein würde. Übrigens hatte er ein zusätzliches Rad mitgebracht. Bei einem früheren Empfang in Karl-Marx-Stadt hatte ein Junger Pionier die Mannschaft begrüßt und mit ihr den Abend am Tisch gegessen. Nun hatte Proietti ihn eingeladen und schenkte ihm das Rad.

*

Auf der 225-km-Etappe von Prag nach Brno erkämpfte sich Täve vom Italiener Venturelli das Gelbe Trikot. Zwar triumphierte Venturelli tags darauf in Gottwaldow und jagte Täve über vier Minuten ab, aber die reichten nicht, um das Gelbe Trikot zurückzuholen. In Warschau am Ziel feierte Täve seinen zweiten Friedensfahrtsieg vor Vanderveken und Venturelli.

*

Auf den 14. Platz kam ein Rennfahrer mit dem Vornamen Pawel, der in seinem Leben schon viele bittere Stunden erlebt hatte. Als vor dem Winterpalais in Leningrad während der Belagerung deutsche Granaten krepieren und Brot so rar war wie Platin und Gold, war er elf Jahre alt. Eines Tages trugen sie seine Eltern auf einen Friedhof. Sie waren verhungert. Er wußte, daß in den Schützengräben rundum Deutsche lagen und daß Deutsche die Stadt aushungerten. Nach dem Krieg wuchs er in einem Waisenhaus auf. Er wurde nicht sehr groß, war aber stark und zäh und eines Tages ein erfolgreicher Rennfahrer. Pawel hatte den Deutschen nicht vergessen, dass sie seine beiden kleinen Schwestern und seine Eltern ermordet hatten. Aber am Ziel der Friedensfahrt sagte er auch: „Ich habe hier andere Deutsche getroffen, Deutsche, mit denen ich leben und auch befreundet sein kann.“

*

Auch damals stand der Hass gegen die DDR schon in voller Blüte. „Das Parlament“, Organ der Bundesregierung, über die Friedensfahrt: „Das Geheimnis der zehn Millionen Zuschauer erklärt sich nicht aus der Faszination des Rennens oder dem Wunsch, für den Frieden zu demonstrieren. Da ist der Druck auf die Bevölkerung, der Veranstaltung beizuwohnen und den ausländischen Teilnehmern Friedensbotschaften auszuhändigen.“

1924: ALS COUBERTIN EHRENPRÄSIDENT WAR

1924 fanden in Paris die VIII. Olympischen Sommerspiele statt. Sie wurden weder im Fernsehen übertragen noch verfilmt. Nach Schluß der Spiele erschien ein „Erinnerungswerk unter dem Patronat des Schweizerischen Olympischen Komitees“, zu dessen Autoren auch der damals offiziell als „Ehren-Präsident des IOC“ fungierende Baron Pierre de Coubertin zählte. Aus diesem „Erinnerungswerk“ zitieren wir das Vorwort Coubertins, die Einführung des Vizepräsidenten des IOC, Baron Godefroy de Blonay, einen Beitrag über die antiken Spiele und den Bericht von der Eröffnungsfeier.

Baron de Coubertin:

PER ORBEM TERRARUM

In diesen schwierigen Zeiten liegt ein besonderes Verdienst in dem kühnen Wagemut, unmittelbar nach Abschluss einer Olympiade, Publikationen wie die vorliegende herauszugeben. Diese Tat bildet ein neues Ruhmesblatt für die Schweiz. Ihre Beteiligung an den letzten Spielen war eine so vollständige und ihre Erfolge so ehrenvoll, dass sie - so spät ihr Elan auch kam - gleich einen Platz unter den bedeutendsten „olympischen Nationen“ einnimmt.

Zu diesem Zwecke hat sie die „weltumfassendste“ aller bisherigen Olympiaden gewählt. Und diesen Charakter haben die Wettspiele von 1924 nicht nur infolge der überraschenden Beteiligung seitens der verschiedenartigsten Völkerschaften gewonnen, sondern hauptsächlich dank des edlen Sportgeistes, der unter den von allen Enden der Welt auf die olympischen Kampfplätze von Paris herbeigeeilten Kämpen herrschte. Allen denjenigen, die Gelegenheit hatten, sich ihnen zu nähern und in ihrer Mitte zu leben - statt sie von weitem zu betrachten oder nach dem Hörensagen zu beurteilen, wie gewisse übelgelaunte oder verbitterte Kritiker es taten, - drängte sich die wohlthätige Macht sportlicher Kameradschaft junger Leute auf, so verschieden auch ihr geistiger Zustand oder ihr Volksideal sein mögen.

Diesen Stempel wollte ich den Olympischen Spielen bei ihrer Wiederherstellung aufdrücken: weder französisch, noch lateinisch,

noch europäisch, sondern universell. Unbekümmert um das Urteil lokaler oder beruflicher Interessengruppen, betrachte ich die Feier der VIII. Olympiade als die endgültige Weihe des erneuerten und neuzeitlichen Olympismus. Ich fühle mich daher stolz, auf der ersten Seite dieses Bandes sagen zu dürfen : Dank allen denen, die mit uneigennützigem Eifer mitgearbeitet haben, dieses schöne Ergebnis gemeinsamen Strebens zu verwirklichen.

Lausanne, den 1. November 1924.

Godefroy de Blonay:

DIE ENTWICKLUNG DES OLYMPISMUS

Die Hoffnungen, die 1895 auf die wachsende sportliche Betätigung in der ganzen Welt gesetzt wurden, sind in Erfüllung gegangen.

Durch den Olympismus, der ihn in einen praktischen und zugleich idealen Rahmen stellte, ist der Sport im Begriffe, sich zum mächtigen Hebel allgemeinen Fortschrittes zu entwickeln. Vielleicht wird er morgen eine ausgeglichenerere Auffassung des Lebens vermitteln, wo der einzelne Mensch und die Nation ihre Kräfte zum Besten der Menschheit gebrauchen werden.

Vor zwanzig Jahren noch erkannten erst wenige die Vorzüge nationaler und internationaler Art dieses Sauerteiges, mit dem das Internationale Olympische Komitee den Sport in seiner Gesamtheit zu durchdringen suchte der gesunden Ausübung und dem technischen Fortschritt gymnastische und ästhetische Ideale zur Verschönerung der Übungen beizugesellen, sie der Vollendung entgegenzuführen, wo der Athlet seine körperlichen und geistigen Kräfte zur vollen Auswirkung bringen kann.

Seither ist der Horizont weiter geworden; ein gesunder Wetteifer bemächtigte sich der Bewegung. Nach den Antwerpener Spielen kam man zur Einsicht, dass »der olympische Rekord nicht in einer der Masse aufgebürdeten Ueberanstrengung besteht, sondern vielmehr eine Tat bedeutet, die für jeden zur Möglichkeit wird«.

Die Ziele des Sports sind weiter gesteckt worden: ursprünglich Entwicklung der männlichen Schönheit, hat man ihn durch kräftige und geschulte Bewegung zu

einem das körperliche und geistige Gleichgewicht fördernden Faktor erhoben, dank des beigegebenen olympischen Elements.

Im gleichen Masse, wie diese Intervention im Verlaufe von dreissig Jahren sich fühlbar machte, galt es, Etappen zu überspringen, Fehler zu vermeiden, sich vor falschen Auslegungen zu schützen und, kurz gesagt, das erzieherische Moment so weit zu pflegen, dass man den Ausgangspunkt kaum mehr zu erkennen vermag.

Die Gegenüberstellung des in seinen Anfängen mutigen aber schüchternen Jünglings mit dem aus grosser demokratischer Auswahl hervorgegangenen, vollständigen, in manchen Wettkämpfen erprobten und ausgezeichneten Athleten erbringt den deutlichen Beweis für die gemachten Gewinne.

1921 erklärten wir: »Der ideale Meister wird derjenige Athlet sein, der in einer Olympiade eine ausserordentliche Leistung physischer, moralischer und geistiger Natur vollbringt, die ihn zum Normalmenschen stempelt, den der Olympismus der Menschheit zu geben sich bestrebt.«

Es macht den Anschein, als ob wenigstens in einigen Ländern der Fortschritt die alten Disziplinen in diesem Sinne beeinflusst habe. Die Sportzweige haben, mit Rücksicht auf die erweiterten Programme, gegenseitige Anleihen gemacht, die jedem zugute kamen. Die turnerischen und militärischen Lehrkräfte haben ihren Plan ausgedehnt und Uebungen eingeschaltet, die unbestreitbar eine Bereicherung darstellen. Verbindungen sind zugelassen und schliesslich erleichtert worden, die den Athleten wie seinen Trainer belehrten.

Ein der Rasseneigenschaften bewusstes, tiefes Nationalgefühl hat diejenigen ergriffen, die bei den Spielen ihre Heimat inmitten der andern Länder zu vertreten hatten, und gleichzeitig ist im Stadion eine internationale Kameradschaft zwischen den besten Athleten entstanden.

Ohne in allzu rosigen Farben wünschenswerte Resultate zu malen, ohne die gewisse Gefahr zu verkennen, künftig vierzig oder mehr Nationen zusammenzuführen und schliesslich, ohne zu verhehlen, dass einige bedauerliche Zwischenfälle und wenig sympathische Pressemanöver vorgefallen sind, verbleibt nichtsdestoweniger die erfreuliche Tatsache, dass diese Begegnung im Jahre 1924 bei Anlass der VIII. Olympiade stattgefunden hat, und dass die beteiligten Nationen ein bleibendes und ehrenvolles Andenken davongetragen haben.

DIE OLYMPISCHEN SPIELE IM ALTERTUM

UND IN DER GEGENWART

Ueber 2800 Jahre sind es her, seit Iphitos aus dem Lande Elis und Lykurg aus Sparta die Olympischen Spiele im alten Griechenland einführten. Noch war es kein geeinigter Staat, seine Bevölkerung setzte sich aus einer Menge Stämmen zusammen. Erst um 776 v. Chr.,

mit der ersten gezählten Olympiade, begann die eigentliche historische Zeit, in der das Nationalgefühl erwachte.

Nicht nur den Gedanken der Förderung der körperlichen und moralischen Tüchtigkeit der freien Bürger trugen die Olympischen Spiele in sich, vielmehr verfolgten sie in der Annäherung der griechischen Stämme die Befestigung der nationalen Einigung.

In einer der schönsten Gegenden Griechenlands, in der Landschaft Elis, lag in dem von den Wellen des Alpheios und Kladeios bespülten Tal, vor den Toren der Stadt Pisa, am Fuss des Olympos- und Kronosberges, die Zeus geweihte Stätte Olympia. Während zwölf Jahrhunderten - von 880 v. Chr. bis 394 n. Chr. - strömten hier alle vier Jahre unter dem Schutz des Friede gebietenden Gottes zum friedlichen Wettkampf herbei: die Jungmannschaft - die Blüte des Landes -, Dichter, Künstler, Gelehrte, Staatsmänner, reich und arm des griechischen Volkes.

Und nun die Olympischen Spiele selbst. Eine Olympiade umfasste vier Jahre, und je im vierten Jahr, wenn der erste Vollmond nach der Sommersonnwende - Ende Juni oder anfangs Juli - herannahte, wurden die Spiele gefeiert. Emsiges Leben erwachte da im stillen Tal von Olympia für die Vorbereitungen zum Empfang der gewaltigen Menschenmenge. Schon einige Monate vorher waren die Herolde des obersten Gottes Zeus ausgezogen. Durch die Städte Griechenlands verkündeten sie heiligen Waffenstillstand. In ernster Arbeit bereitete sich die streitbare Jugend zehn Monate vor dem Beginn der friedlichen Kämpfe auf das heisse Ringen um den Siegeskranz vor. Den letzten Monat hatten die auserwählten Besten, sowie die Rosse, die innerhalb der vorgeschriebenen Frist angemeldet werden mussten, in Elis zuzubringen, wo sie sich einer Prüfung und letzten Ausscheidung zu unterziehen hatten.

Olympia war in zwei Teile gegliedert, einen heiligen Haine- und Tempelbezirk, die Altis, und die Anlagen für die Kampfspiele.

In strahlendem Weiss leuchteten die Säulenhallen der herrlichen Marmortempel und Schatzhäuser. Am Fuss des Kronosberges aber legte man die letzte Hand an den Kampfplatz, das Stadion, zum würdigen Empfang der Kämpfer und der Gäste. In einfachem, ernstem Baustil war das Stadion, ein längliches Viereck, aufgeführt. 211 m mass die Langseite, 32 m die Breitseite, 192 m die Laufbahn, deren Boden tiefer Sand bedeckte. Teils natürliche, teils aufgeschüttete, 6 m hohe Hügel rund um die Bahn boten etwa 40000 Zuschauern Raum. Anfänglich dauerten die Olympischen Spiele nur einen Tag. Sie erstreckten sich einzig auf den Schnellauf. Später wurden die Kämpfe vermehrt und das Fest auf 5 Tage ausgedehnt. 724 v. Chr. kam der Doppellauf hinzu, 720 v. Chr. der Dauerlauf, 708 v. Chr. der Ringkampf und der Fünfkampf, 688 v. Chr. der Faustkampf, 680 v. Chr. der Wettkampf mit Viergespannen, 648 v. Chr. der Ring- und Faustkampf (Pankration), 520 v. Chr. der Lauf der Bewaffneten, 394 v. Chr. Kämpfe von Trompetern und Herolden. Die Kämpfe der Wagen- und Pferde-Rennen wurden im Hippodrom ausgetragen, im Stadion die andern. Diese hiessen gymnische Spiele, weil die Kämpfer nackt dazu antraten. Frauen durften den Olympischen Spielen nicht beiwohnen. Am jenseitigen Ufer des Alpheios lagerten sie, gewärtig der frohen oder enttäuschenden Kunde über den Ausgang der Kämpfe und das Los ihrer mitstreitenden Lieben. Beim Anbruch des ersten Tages bewegte sich ein glänzender Festzug von Elis nach Olympia. Auf dem grossen Zeusaltar der Altis, im heiligen, dem Gott geweihten Hain, vollbrachten die Priester das offizielle Opfer. Mit Lustbarkeit und Schmaus beschloss die festlich gestimmte Menge den ersten olympischen Tag.

Am zweiten Tag fanden die Wettspiele der Knaben statt. Ernste Anforderungen wurden an ihre Leistungsfähigkeit gestellt. Die Kämpfe gliederten sich in den Lauf über die halbe Länge des Stadions, den Ringkampf, den Faustkampf, den kombinierten Ring- und Faustkampf.

Der dritte Tag war den Männerkämpfen eingeräumt. Sie begannen mit den Läufen: Dauerlauf, 12-maliges Umkreisen des Stadions (etwa 4615 m); Schnellauf über die 185 m messende Länge des Stadions; Doppellauf, einmaliges Umkreisen des Stadions (etwa 385 m). Den Läufen folgte der Ringkampf, der damals schon Kraft,

Gewandtheit und Kunst erforderte.

Roher war der nun folgende Faustkampf. Die Teilnehmer umwanden Unterarme und Hände bis zu den Fingeransätzen mit Riemen aus Ochsenhaut. Oft verstärkten sie das Riemengeflecht durch Knöpfe, Buckel aus hartem Leder, Nägel oder Metallkugeln. Dann schlugen sie nach Kopf, Gesicht, Brust und Schultern des Gegners, bis er verwundet und erschöpft sich durch Rufstrecken der Hand für besiegt erklärte.

Noch blutiger spielten sich die Szenen des Pankrations ab, einer Verbindung des Ring- und Faustkampfes. Die Kämpfer umwickelten nur die Arme bis zum Handknöchel mit Riemen.

Am Vormittag des vierten Tages kamen die Wagenkämpfe und die Pferderennen, die aristokratischen, edelsten und prächtigsten aller Spiele, zum Austrag. Die Viergespanne liefen alle zu gleicher Zeit ab und umkreisten zwölfmal den zwei Stadien langen Hippodrom.

Am Nachmittag des vierten Tages stritten die Teilnehmer am Fünfkampf (Pentathlon) um den ehrenden Kranz. Fünf Spiele: Lauf, Ringen, Springen, Diskus- und Speerwerfen, hatten sie zu bestehen.

Der fünfte Tag war der Tag der Lustbarkeit, der Opfer und Festzüge, der Schmausereien und Festgelage; Dichter und Gelehrte sprachen zum Volke. Den Glanzpunkt bildete die Bekrönung der Olympioniken, der glücklichen Sieger.

Olympias Tempel, die herrlichen Werke eines auf hoher Kulturstufe stehenden Volkes, sind in einen Trümmerhaufen zerfallen, den der Staub von dreizehn Jahrhunderten unter einer mächtigen Decke begrub, bis in den Jahren 1875 bis 1881 die Pioniere der Wissenschaft die verschütteten Schätze Olympias aus dem fünf Meter tiefen Grab ans Licht der Sonne förderten.

Zur gleichen Zeit, da am Fuss des Olymposberges in Elis die Wissenschaft das alte Olympia rekonstruierte, regte sich eine starke Hand, den Sport von den drohenden Auswüchsen zu befreien. Opferfreudig, mit gründlichem Wissen und unbeugsamer Tatkraft ausgestattet, machte sich Herr Baron Pierre de Coubertin, der heutige Ehren-Präsident des Internat. Olympischen Komitees, an das mühevollen Werk. Seit 1888 arbeitete er an dem weltumfassenden Plan der Wiedererweckung der Olympischen Spiele, die oft sich türmenden Schwierigkeiten in zäher Ausdauer überwindend. Sechs Jahre dauerte es, bis er im Jahre 1894 einen

Kongress nach Paris einberufen konnte, der das grosszügige, für die Entwicklung des Sports bedeutungsvolle Unternehmen sanktionierte.

Aus ihrem anderthalb Jahrtausende dauernden Schlaf sind die Olympischen Spiele zu neuem Leben erwacht. Das 1894 in Paris gewählte Internationale Olympische Komitee mit Baron de Coubertin an der Spitze verlegte das erste olympische Fest auf den klassischen Boden Griechenlands, wo es im Jahre 1896 in Athen gefeiert wurde.

Und schon dort zeigte sich, dass die Saat auf fruchtbarem Boden reiche Ernte trug. Die sportlichen Leistungen verbesserten sich zusehends; wie die Beteiligung an den Kampfspielen zunahm, so wuchs das Interesse der Massen an den Leibesübungen. Das kommt im Entwicklungsgang der olympischen Kämpfe, die, wie in ihrer Heimat, jedes vierte Jahr zum Austrag gelangen, deutlich zum Ausdruck - Athen 1896, Paris 1900, St. Louis 1904, London 1908, Stockholm 1912 - bedeutet einen Siegeszug des olympischen Gedankens.

Die «Waffenstillstand und heiligen Frieden» gebietenden Herolde ziehen nicht mehr wie im alten Hellas durch die Lande, und so konnten die auf das Jahr 1916 nach Berlin anberaumten Olympischen Spiele wegen des Weltkrieges nicht abgewickelt werden. Auch an den Kämpfen 1920 in Antwerpen und 1924 in Paris war auf olympischem Boden die Waffenruhe noch nicht vollständig hergestellt; an jenen fehlten die Vertreter des ehemaligen Vierbundes und an diesen diejenigen Deutschlands.

Im Wechsel der Zeit haben sich Bedürfnis und Anschauung über Körperkultur geändert. Das geht am deutlichsten aus einem Vergleich des oben gegebenen Programms der alten olympischen Spiele mit dem der heutigen hervor. Das Leitmotiv aber, der innere Kern, ist der nämliche geblieben: ethische und gesundheitliche Körperkultur; Fernhaltung alles dessen, was nicht diesem Zwecke dient; Anregung des sportlichen Ehrgeizes des Einzelnen und des Wettkampfes der Völker; Erziehung zu Disziplin, Ernst und Ausdauer; Hebung der Volksgesundheit durch Heranbildung einer kräftigen Generation. Das sind die Ideale, die der olympische Wettkampf fördert - Ideale, die jedes Kulturvolk im eigenen Interesse sollte zu erreichen suchen. Ideale auch deshalb, weil den Sieger kein klingender Lohn lockt. Eine einfache Medaille ist seine

Auszeichnung, die auch das Land des Siegers ehrt, denn nur die Besten einer Nation werden nach strenger Ausscheidung in die Reihen der olympischen Streiter aufgenommen, und das allein schon kommt einer Auszeichnung gleich.

Ein auffallendes Merkmal unterscheidet die alten von den modernen olympischen Spielen. Jenen lag die Förderung der nationalen Einigung zugrunde, diese umspannen den Erdball. Per orbem terrarum, wie der Ehren-Präsident des Internat. Olympischen Komitees sein Vorwort zu diesem Werk überschreibt. Und mit Recht, denn die modernen olympischen Spiele dienen nicht allein dem Sport als solchem, sie verfolgen intellektuelle und künstlerische Ziele. Sie wollen die Völker in allen Richtungen der Windrose sich näher bringen, sowohl durch die aktiven Kampfteilnehmer als auch durch die aus den fernsten Ländern eintreffenden Zuschauer, denen der imposante Aufmarsch der Kämpfer im Stadion und deren Wettkämpfe unter sich Art und Wesen der verschiedensten Nationen vermitteln. Und dass 1924 an den olympischen Spielen in Paris heiss und ernst gekämpft wurde, ist bei der ausserordentlich starken Beteiligung der Nationen jedem, der ihnen beiwohnte, zum Bewusstsein gelangt.

DIE FEIERLICHE ERÖFFNUNG DER OLYMPISCHEN SPIELE

Ein klarblauer Himmel wölbte sich über der Metropole Frankreichs, als am Morgen des 5. Juli in der Notre-Dame-Kirche von Paris die religiöse Zeremonie zur feierlichen Eröffnung der Olympischen Spiele die Mitglieder des Internationalen Olympischen Komitees unter Führung des Präsidenten, Baron Pierre de Coubertin, die Delegierten der nationalen Verbände und zahlreiche Wettkämpfer aus allen Ländern vereinigte.

Nachdem die Chorknaben zu Ehren der seit den letzten Olympischen Spielen verstorbenen Athleten ein feierliches «De Profundis» gesungen hatten, bestieg Kardinal Dubois die Kanzel. In eindrucksvoller Lobrede feierte er den Sport als neuzeitliches Rittertum, das den Körper bildet und auch die Seele dem geistigen und religiösen Ideal immer näher bringt.

Der Tradition gemäss schloss die erhebende Feier mit dem «Te

Deum» und unter den Klängen der wundervollen Orgel von Notre-Dame verliess die Menge langsamen Schrittes das Münster, um sich zur feierlichen Eröffnung nach Colombes zu begeben. -

Das weite Rund des Stadions füllt sich mählich mit Scharen freudig erregter Zuschauer. Aus dem kosmopolitischen Gemisch ertönt babylonisches Sprachengewirr. In den Strahlen der leuchtenden Sonne erglänzen die farbenprächtigen Uniformen der militärischen Delegationen, in das offizielle Schwarz der Ehrengäste mischen sich die eleganten Toiletten der Damen. Gegenüber der Haupttribüne haben die Musiken zweier Infanterie- und eines Kolonial-Regiments und das Korps der Garde Republicaine Aufstellung genommen und lassen rassige Weisen ertönen. Mit ihnen singt ein französischer Chor und der Lehrergesangverein Prag um die Wette.

Die französische Nationalhymne ertönt; die über 30 000 Zuschauer erheben sich von ihren Sitzen und wenden den Blick zur Loge, in der Doumergue, der Präsident der Republik, erscheint, gefolgt vom englischen und schwedischen Kronprinzen und den Ministern.

Es ist 3 Uhr geworden. Die Marathonpforte öffnet sich und der Einzug der Nationen beginnt. Die französische alphabetische Reihenfolge gibt Südafrika die Ehre, den Einmarsch zu eröffnen. Dem englischen

Banner mit der Antilope folgen einige 30 Athleten in weisser Hose und grünem Rock, jubelt ziehen sie mit gesenkter Fahne an der Ehrentribüne vorüber. Zahlreicher vertreten folgt Argentinien in blauen Blusen. Wieder erscheinen die englischen Farben, diesmal mit fünf Sternen: Australien. Nicht minder herzlich wird Oesterreich begrüsst und das folgende Belgien mit Beifall förmlich überschüttet. Brasilien grüsst mit erhobener Fahne. Sechs Athleten Bulgariens leiten zur imposanten Gruppe Canadas über. Chile erscheint mit einer kleinen Schar in Weiss, während China und Cuba auf die zulässige Minimalzahl beschränkt bleiben. In Sportdress schliesst die Gruppe Dänemarks an mit den Fechterinnen an der Spitze. Es folgen die Aegypter in rotem Fez, dann Ecuador, Spanien in rotem Hemd und ganz in Weiss Estlands Ringer.

Die Begeisterung wächst beim grandiosen Anblick der über 400 Vertreter aus den Vereinigten Staaten. Aus diesen zwei erlesenen Kompagnien sehen wir im Geiste schon die Sieger von morgen. Oder werden es die blonden Finnen sein, deren zahlreiche

Delegation Bewunderung erregt? Rauschender Jubel ertönt, die Tribünen erzittern: Frankreich zieht ein. Noch hat sich der Beifall nicht gelegt und schon nimmt das lange Band der blau und weiss gekleideten Engländer die Augen gefangen. Nahe an 300 Mann zählt die stolze Schar. Den 20 Griechen folgen drei braune Gestalten aus Haiti. Einen vorzüglichen Eindruck hinterlassen auch Holland und Ungarn. Ihnen schliessen sich die schwarzhaarigen Indier und die grüengekleideten Irländer an. Charakteristischer Gruss und die azurblauen Blusen verraten die Söhne Italiens. Hinter dem feierlichen Schwarz der Offiziellen schreiten Japans Athleten einher. Lettland, Litauen, Luxemburg, Mexiko und Monaco bilden die folgenden prächtigen Gruppen. In düsterm Blau tritt Norwegen auf den Plan. Auch Neu-Seeland und die Philippinen stehen nicht zurück. Polen in schmuckem Weiss und Portugiesen in schwarzem Sportkleid schliessen sich weiter an. Sechs Rumänen in Uniform gehen dem eindrucksvollen Zug der Schweden voraus. Mit dem weissen Kreuz in rotem Feld geniessen die Schweizer besondere Sympathien. Tschechoslowakei, Türkei, Uruguay und Jugoslawien bilden den würdigen Schluss des farbenprächtigen Bildes.

Unterdessen haben die Nationen auf dem grünen Plan des Stadions hinter ihren Fahnen Aufstellung genommen. Graf Clary, der Präsident des französischen olympischen Komitees, umgeben von den Mitgliedern der internationalen olympischen Behörde und den Organisatoren, tritt aus den Reihen und richtet an den Präsidenten der Republik die kurze Ansprache:

»Das französische olympische Komitee hat sich in Verbindung mit der Regierung und der Stadt Paris bemüht, das grosse Vertrauen zu rechtfertigen, das ihm durch den glorreichen Auftrag des internationalen olympischen Komitees zuteil wurde, die Spiele des Jahres 1924 durchzuführen. Wir sind bereit auf Tag und Stunde. - Der Erfolg hat unsere kühnsten Erwartungen übertroffen: 45 Nationen haben der Einladung Frankreichs Folge geleistet. Mehr als 7000 Wettkämpfer sind aus allen Enden der Welt herbeigeeilt und werden sich in Schnelligkeit, Kraft und Geschicklichkeit im olympischen Stadion von Colombes miteinander messen. Diese Kampfstätte wurde erbaut zur grossen Ehre des Sports, der die Geschlechter neu belebt, zur Ehre dieses Wohltäters der Menschheit und des geeignetsten Verfechters des Weltfriedens.

Herr Präsident der Republik, wir bitten Sie, die Spiele der VIII. Olympiade zu eröffnen.«

Darauf durchbricht die sonore Stimme Doumergues die lautlose Stille:

»Ich erkläre die Olympischen Spiele von Paris, die die VIII. Olympiade der neuzeitlichen Epoche feiern, als eröffnet.«

Kanonen donnern und Trompeten schmettern zur Weihe dieser feierlichen Stunde. Brieftauben verkünden die freudige Botschaft der Welt. Langsam geht das olympische Banner mit seinen fünf symbolisch verschlungenen Ringen in die Höhe und flattert in leichter Brise.

Die Fähnriche der 45 Nationen schliessen sich zu einem Halbkreis zusammen. Geo Andre tritt aus ihrer Mitte, besteigt das Podium, presst krampfhaft die Trikolore Frankreichs an die Brust und hebt den rechten Arm zum Schwur, mit ihm die Blüte der heutigen Generation.

Welch erhebenden Anblick bietet der in der Arena versammelte Stolz der Nationen, dieses auserlesene Menschenmaterial, das tausendstimmig schwört, in ritterlichem Geiste zu Ehren des Sports um die Siegespalme zu streiten.

Die Chöre stimmen ein in den Gesang der Heroen. Der lange Zug der Wettkämpfer setzt sich in Bewegung und entzieht sich durch die Marathonpforte langsam dem freudetrunkenen Auge; begeistert vom erhabenen Schauspiel zerstreut sich die Menge.

Die Olympischen Spiele sind eröffnet, der Kampf beginnt.

Hinweise für „Aufarbeiter“

Von ERHARD RICHTER

Das Jahr 2009 wurde in der BRD zum „Gedenkjahr“ erklärt, doch gedacht werden soll vor allem des Endes der DDR. Das überrascht niemanden, weil man sich in zwei Jahrzehnten daran gewöhnt hat, dass der Tag im Rundfunk, Fernsehen oder in der Zeitung mit

Behauptungen über den „maroden Unrechtsstaat“ beginnt und bei Sonnenuntergang die nächste Etappe gestartet wird. Es lohnt nicht, den Verdrehungen, Halbwahrheiten und Lügen widersprechen zu wollen oder sich gar die Mühe zu machen, sie widerlegen zu wollen, denn der nächste Morgen kommt mit Sicherheit und – siehe oben.

Wenn ich mich dennoch aufgerafft habe, ein paar Fakten über den Sport der DDR zusammenzutragen, dann nur um den wenigen an der Wahrheit interessierten „Aufarbeitern“ der Geschichte einige nützliche Hinweise zu liefern. Beginnen wir mit dem Kindersport, dem der sechs- bis vierzehnjährigen. Obwohl die noch keine Olympiamedaillen „zum Ruhme der DDR“ erringen konnten, war die DDR der alten BRD in der Förderung des Kindersports um Längen voraus. Bereits fünf Monate nach Gründung der DDR hatte der Ministerrat der DDR im Februar 1950 ein Gesetz über die Teilnahme der Jugend am Aufbau der Deutschen Demokratischen Republik und die Förderung der Jugend in Schule und Beruf, bei Sport und Erholung verabschiedet. (Veröffentlicht im Gesetzblatt Nr. 15 vom 21. Februar 1950). Damals wurde auch die Einrichtung einer Hochschule für Körperkultur und Sport in Leipzig beschlossen, die längst den Abwicklern zum Opfer fiel. Damals war auch festgelegt worden, eine Sprungschanze in Aschberg-Mühleiten zu errichten, die Sportschule in Bad Blankenburg zu vervollständigen und Stadien in Cottbus, Frankfurt/Oder, Finsterwalde, Schwerin und Wismar zu errichten. Hinzu kamen Anlagen für Schwimmen, Eissport und Radsport. Erhärtet wurden an diesem Gesetz erkennbare Prinzip durch viele weitere Entscheidungen der Regierung, der Bezirke und Kreise und vor allem durch die Verfassung der DDR, die am 6. April 1968 beschlossen worden war.

Der Sportunterricht an den Schulen sorgte für die entscheidenden Schritte zur Förderung des Kindersportes. Dem diente auch die Zentrale Kinder- und Jugendsport-Konferenz 1961 in Leipzig, die sich mit dem außerschulischen Sport und den Schulsportgemeinschaften (SSG) beschäftigte. Drei Wochenstunden Sportunterricht lautete das Ziel, das allerdings auf Grund hier und da noch fehlender Sportanlagen nicht überall realisiert werden konnte. Schritt für Schritt gewannen die Schulsportgemeinschaften, betreut oft von an der DHfK und

anderen Hochschulen ausgebildeten Sportlehrern, an Bedeutung. Für Alan Paton (1903 - 1988, südafrikanischer Schriftsteller, Lehrer und Apartheid-Gegner) galten Menschen als unausgebildet, wenn sie weder schwimmen noch lesen konnten. Schwimmen - in der BRD spricht man heute zurückhaltend von „Bewegung im Wasser“ - gehörte in der DDR seit 1950 zum obligatorischen Sportunterricht und stand im Lehrplan aller 4. bis 6. Klassen. Da noch nicht alle dafür nötigen Schwimmhallen errichtet werden konnten, wurde der Schwimmunterricht vor allem in die Sommermonate verlegt. Hinzu kamen Schwimmlager, die von den Schulen, dem DTSB, der FDJ und volkseigenen Betrieben organisiert wurden.

Die 218-fache Handball-Nationalspieler, Waltraud Kretzschmar, schrieb in ihrem Buch „Anders als erwartet“ „...es gab kaum übergewichtige Kinder - 97 Prozent aller Zehntklässler waren gute Schwimmer.“ Und weiter: „Die Kinder hungerten nicht in den Schulen, Drogenkonsum, Jugendkriminalität und Kinderarmut alles Fremdwörter für die DDR.“

Gab es in der DDR 1960 nur 52 Hallenbäder, so stieg die Zahl bis 1986 auf über 200. Der obligatorische und demzufolge auch unentgeltliche Schwimmunterricht begann oft in der 3. Klasse. In den folgenden zwei bis drei Jahren wurden 60 Stunden erreicht. Neben Startsprung, Tauchübung sah der Lehrplan vorrangig das Brustschwimmen und das Schwimmen in der Rückenlage vor. Das erklärte Ziel war es, das Schwimmabzeichen des Schwimmsportverbandes (DSSV) abzulegen, was den meisten auch gelang. Von den Schulabgängern der 10. Klassen waren 97 Prozent Schwimmer, von den Abiturienten sogar 99 Prozent. Höhepunkte für den Kindersport waren die Schulspartakiaden sowie die Kreis-Kinder- und Jugendspartakiaden. Beteiligt an diesen Kreisspartakiaden waren 1965 321.000 Kinder und Jugendliche an diesen Kreisspartakiaden, so waren es 1989 über 920.000. Wer Interesse am Leistungssport gefunden hatte, konnte sich durch Grundlagentraining in den 2.000 Trainingszentren des DTSB darauf vorbereiten. Bei drei- bis fünfmaligem Training in der Woche schufen 3.500 Kinder die Voraussetzungen für die Aufnahme an Kinder- und Jugendsportschulen.

Viele Trainingszentren boten den interessierten Jugendlichen – auch dies kostenlos – eine solide materielle Ausstattung. So standen – um nur ein Beispiel zu nennen – den Gewichthebern in

Schwedt standen drei Hebebühnen zur Verfügung. Um in den Zentren einen normalen Tagesablauf zu sichern, wurde den Jugendlichen ein warmes Mittagessen verabreicht. Drei Ruderzentren mit entsprechenden Wasserbecken sicherten in Schwedt das ganzjährige Wassertraining, Bedingungen, die heute manche Leistungszentren nicht zu bieten haben.

Zu diesen Voraussetzungen kamen zahlreiche populäre Massensportveranstaltungen, deren Zulauf beträchtlich war. Eine dieser Veranstaltungen war die in vielen Kreisen ausgetragene „Kleine Friedensfahrt“, bei der Kinder, angespornt durch Vorbilder wie Täve Schur und Bernhard Eckstein die Kräfte maßen. Das begann bei den Kleinsten in Kindergärten mit Rollerrennen, während in den Schulen Radrennen ausgetragen wurden. Nicht minder populär Tischtennisturniere, die hunderte Teilnehmer zählten, Crossläufe und auch Fußball- oder Volleyballturniere in den Betrieben. Ein im November 1974 vereinbartes Sportprogramm der Gewerkschaften, der Jugendorganisation und der Sportbewegung schuf weitere Grundlagen für die Organisation solcher Veranstaltungen. Für heutige Verhältnisse unvorstellbar waren die Mitgliedsbeiträge. Sie betragen nach Entrichtung der Aufnahmegebühr von 0,50 Pfennig für Kinder und Schüler 0,20 Pfennig. Dieser Beitrag sicherte die kostenlose Nutzung aller kommunalen und betrieblichen Sportanlagen, eine sportärztliche Untersuchung, Versicherungsschutz bei Sportunfällen und eine Fahrpreisermäßigung, die von 75 bis zu 50 Prozen reichte. Ebenso unvorstellbar heute die medizinische Betreuung der Sporttreibenden. Bereits im November 1953 hatte der DDR-Ministerrat eine jährliche Untersuchung durch Sportärzte vorgeschrieben. Um das sichern zu können wurden in allen Kreisen Praxen von Kreissportärzten etabliert. Seit 1971 wurde die staatliche Anerkennung als Sportarzt verbindlich, eine Regelung, die mit dem Beitritt der DDR annulliert wurde.

// REZENSIONEN

Über die deutsche Sportmedizin
Von MARGOT BUDZISCH

Wer heutzutage das Thema „Geschichte der deutschen

Sportmedizin“ wählt und dabei auf Anheb erkennen lässt, dass zwar der Text schwarz-weiß gedruckt, aber nirgends in eines der vielen inzwischen zur Manie gewordenen schwarz-weiß Ost-West-Bilder abgeleitet, verdient in jedem Fall Achtung und Respekt. Deshalb seien als erstes die Namen der beiden Autoren genannt: Wildor Hollmann – Köln, Prof. Dr. med., 1986-1994 Präsident der Internationalen Gesellschaft für Sportmedizin - und Kurt Tittel – Leipzig, Prof. Dr. med., 1973-1990 Präsident der Gesellschaft für Sportmedizin der DDR. Ihr Versuch ist denn auch der erste zur Bewältigung dieses Themas in den letzten Jahrzehnten. Mediziner würden ihn mit weit mehr Hochachtung als ein Historiker würdigen, aber schon der umfassende Fakten-, Daten- und –Materialreichtum macht das Buch zu einem kaum zu übertreffenden Nachschlagwerk.

Der Text folgt – was die Periode nach dem Zweiten Weltkrieg betrifft - weitgehend dem Prinzip einer Parallelgeschichte der Entwicklung der Sportmedizin in beiden deutschen Staaten und bemüht sich um eine Darstellung des Geschehens nach dem „Anschluss“ der DDR an die BRD.

Noch einmal: Für diese Leistung gebührt den Autoren Anerkennung vor allem für ihr Bemühen bei der Aufarbeitung des vorhandenen Materials. Die so entstandene Darstellung bietet die Chance für eine wissenschafts- und sportpolitisch unumgängliche Diskussion über historische Bewertungen, den Standort, die Entwicklungsbedingungen und die Ansprüche an die Sportmedizin in Gegenwart und Zukunft zu stellen.

Dieser positive Standpunkt kann jedoch auf eine auch kritische Gesamtbewertung nicht verzichten und damit nicht auf die Feststellung, dass Darstellungen aus allgemein-historischer und sportgeschichtlicher Sicht häufig widerspruchsvoll und von subjektiven Auswahlkriterien bestimmt sind. Den Bezug zu historischen und sportpolitischen Zusammenhängen herzustellen, wird überwiegend dem Leser überlassen. Die höchst temporeiche Entwicklung der Sportmedizin im letzten Jahrhundert ist eher der konfliktreichen Entwicklung des Leistungssports als Teil der weltweiten Auseinandersetzung der politischen Systeme nach dem zweiten Weltkrieg zuzuschreiben als inneren Gesetzmäßigkeiten der Wissenschaftsentwicklung. Zuweilen drängt sich der Eindruck auf, dass den Autoren die Erwähnung aller verfügbarer Namen mit

Titel und Funktionen wichtiger erschien als die Darstellung geschichtsbestimmender, gesellschaftlicher und sportpolitischer Faktoren, Zusammenhänge und auch Widersprüche.

Wenn für die Aufnahme in ein Geschichtsbuch über die Sportmedizin vor allem die Wahrnehmung einer Professorenstelle von Belang ist (so wichtig das auch für den Einzelnen sein mag) und weniger die Bewertung wissenschaftlicher Leistungen, dann würden damit die Traditionen der Wissenschaftsgeschichte aufgegeben.

Viele Leistungssport-Interessierte werden heutzutage durch reißerische Dopingdarstellungen im Grunde ahnungsloser Journalisten dazu verleitet, sich selbst für sachkundig zu halten. In dem Buch - mit dem Anspruch einer Geschichte der deutschen Sportmedizin - wird diesem Thema sowohl in historisch-soziologischer Sicht als auch mit nötigen fachlichen Argumenten weitgehend ausgewichen, ohne am Ende mehr zu sagen als von den Medien Verbreitete. Zwar enthält dieser Abschnitt durchaus treffende Bemerkungen, doch verzichtet er zum Beispiel auf die Erwähnung der im September 1977 im Sportausschuss des Bundestages stattgefundenen Anhörung zu diesem Thema.

Dass jeder Bezug auf andere Arbeiten aus jüngster Zeit fehlt – wie zum Buch von Strauzenberg/Gürtler über die Sportmedizin in der DDR – kann nicht übersehen werden. Dazu gesellen sich Mängel bei der Behandlung der Geschichte der Sportmedizin. Ein Beispiel: Die Einordnung der persönlichen Daten von Ernst Jokl im Sinne einer Gesamtbewertung seines Wirkens (S. 30 ff) sind schwer einsehbar. Dass er sein wissenschaftliches Profil für die Sportmedizin an der Sporthochschule Köln nicht ausprägen konnte und ihm dort eine Professur verwehrt wurde, hing doch wohl mit dem antisemitischen Einfluss von Carl Diem zusammen, der als damaliger Rektor dem Rassenhygieniker und hochdotierten ehemaligen SS-Arzt Hans Hoske den Vorzug gab. Autor Hollmann, der in seiner persönlichen und wissenschaftlichen Entwicklung mit der Sporthochschule eng verbunden ist und ein bedenklich unkritisches Verhältnis zu Carl Diem offenbart, dürften die Zusammenhänge durchaus bekannt gewesen sein. Carl Diem in die Nähe eines Widerstandskämpfer gegen die Nazis (S. 45) gerückt. Als Generalsekretär des Organisationskomitees der Olympischen Spiele 1936 und letzter Verantwortlicher für den

Auslandssport im NS-Reichsbund für Leibesübungen hat er mehr für die Nazis getan als manche alt eingeschriebene Parteimitglieder. (Siehe: Laude/ Bausch; Die Legende um Carl Diem; Göttingen 2000.)

Was Dr. med. habil. Hans Hoske betrifft, der in dem Buch immerhin zehn Mal erwähnt wird, so erfährt man nichts darüber, dass er 1934 Adjutant des Reichsarztes der SS und danach in der NS-Führung als Referatsleiter tätig war sowie während der gesamten Kriegszeit als Stabsarzt und Leitender Sanitätsoffizier im so genannten Ministerium für die besetzten Ostgebiete fungierte. Dass er 1950 bei der Neugründung des Deutschen Sportärztebundes Vorsitzender des Jugendausschusses wurde, wirft ein bezeichnendes Licht auf die Prinzipien der Neuordnung des Sports in der Bundesrepublik, worüber die Autoren keine Silbe verloren.

Ein anderes bedenkliches Beispiel politischer Ignoranz offenbart sich bei der Behandlung der „Heilanstalt Hohen Lychen“ unter Gebhardt (S. 74). Es beginnt damit, dass sie nicht im historischen Abschnitt der Zeit des Faschismus zu finden ist, sondern in einem Abschnitt mit der irritierenden Überschrift „Orthopädisch-traumatologische Impulse für die Sportmedizin“. Wenn da ohne jeden weiteren Kommentar behauptet wird, dass sich die „Heilanstalt Hohen Lychen“ unter Gebhardt „das Ansehen einer Sporthheilstätte von Weltruf“ erarbeitet habe, so ist das nach allem, was über die dort stattgefundenen Menschenversuche und tödlichen Experimente an KZ-Häftlingen und sowjetischen Kriegsgefangenen durch das Ärzteteam um den Generalleutnant der Waffen SS Gebhardt bekannt wurde, nicht widerspruchlos hinzunehmen. Nicht einmal der Hinweis auf Gebhardts Hinrichtung 1948 ändert etwas daran.

Der Abschnitt über die Entwicklung der Sportmedizin in der DDR beeindruckt durch die Fülle der Fakten, kann aber Subjektivität nicht verbergen. Im Gegensatz zur BRD-Darstellung wird hier das Wirken leitender Persönlichkeiten des Gesundheitswesens wie Ludwig Mecklinger oder die Würdigung der Sportmedizin bei Jahrestagen oder Kongressen (wie „Sozialismus und Körperkultur“ 1967) nicht für erwähnenswert gehalten. Bliebe festzustellen: Dem Buch fehlt – um es mit einem Satz zu sagen die helfende Unterstützung und kritische Sicht der Sportgeschichte.

(Wildor Hollmann/Kurt Tittel: "Geschichte der deutschen Sportmedizin"; Gera 2008)

Auf den Spuren einer Legende Von **KLAUS HUHN**

Die Legende, um die es eigentlich geht, heißt Haile Gebrselassie und ist ein berühmter äthiopischer Langstreckenläufer und weltweit den meisten, die je Lafschuhe schnürten, ein Begriff. Zuvor gilt es jedoch, dem Autor des Buches einige rühmende Worte zu widmen: Klaus Weidt. Er gewann nie eine olympische Medaille, stand nie in überfüllten Stadien auf einem Siegerpodest und erwarb sich dennoch beachtlichen Ruhm beim Streben, möglichst viele Menschen dafür zu gewinnen, – auch um ihrer Gesundheit willen –, selbst zu laufen. Vor allem in „Neufünfland“, – Begriff vieler Spaßvögel für das Terrain, das früher die Deutsche Demokratische Republik umfasste – war er vielen gut bekannt. Der profilierte Sportjournalist gehörte schon seit Mitte der siebziger Jahre zu den „Pionieren“ der Laufbewegung in der DDR und hatte deren wichtigste Fakten in dem schon 2006 erschienenen „Handbüchlein“ „Laufend im Osten unterwegs“ publiziert: „Größte Ausdauer-Aktion `Eile mit Meile´ - 20. April 1974: Beginn der `Meilenbewegung´ in der DDR mit den Angeboten 1974 m Lauf, 400 m Schwimmen, 4.000 m Wandern, 8.000 m Radwandern (alle Disziplinen kombinierbar). Die erste Aktion lief bis zum 7. Oktober 1974 und erzielte 27.796.094 Meilen. Es gab Trikots, Meilenabzeichen und Urkunden.

Initiatoren: die Volkssportkommission der Sportjournalisten-Vereinigung der DDR (Otto Janke, Horst Mempel, Günter Teske, Klaus Weidt, Helmut Wengel). Organisatoren: Zentrales Meilenkomitee (Vorsitz Geher-Olympiasieger Christoph Höhne) und Bezirks-Meilenkomitees.

Auf der Bühne eines Berliner Klubhauses waren 48 prall gefüllte Säcke aufgebaut. An sich kein besonders attraktiver Schmuck für eine Großveranstaltung, die zum Teil von Rundfunk und Fernsehen übertragen wurde. Doch diese `Dekoration´ war einmalig und ungemein wertvoll. In ihr verbargen sich Tausende und Abertausende von Leistungspässen, die nicht weniger als

27.796.094 erreichte Meilen im Jahr 1974 registriert hatten - laufend, schwimmend, wandernd zurückgelegt. Eine Zahl, die für das Guinnessbuch der Rekorde reif gewesen wäre - doch wer dachte damals schon daran? Die Verursacher dieses ungewöhnlichen Rekordes waren DDR-Sportjournalisten. Unzufrieden mit der damaligen Sportpolitik, die den Breitensport im Osten Deutschlands vernachlässigte, knobelten sie an einer Idee, die das Laufen zwar in den Vordergrund stellen, andere Ausdauersportarten jedoch nicht vernachlässigen sollte. Grundgedanke war, viele neu für den Sport in der Freizeit zu gewinnen. Daher konnte jeder kombinieren, so oft er wollte: z.B. 1974 Laufmeter mit 4 Wanderkilometern oder 400 Meter im Schwimmbecken. Mit Unterstützung von Sportwissenschaftlern waren die entsprechenden `Meilenweiten´ fixiert worden. Und der Erfurter Sportredakteur Helmut Wengel steuerte schließlich den Slogan bei, der ein Ohrwurm werden sollte: `Eile mit Meile´. Was ebenfalls einmalig war: Alle Sportredaktionen der DDR - gleich ob bei Zeitungen, Zeitschriften, Funk oder Fernsehen angesiedelt - engagierten sich vom 20. April bis 7. Oktober jenes Jahres für diese Idee. Die abgedruckten "Meilenpässe" wurden im wahrsten Sinne des Wortes zum Renner und über die Sportressorts der Medien an das Meilenkomitee nach Berlin gesandt. Dieses musste sich bald eine Wohnung mieten, um einerseits all die sich füllenden Säcke zu stapeln, andererseits die eingehenden Preise aufzubewahren. Mehr als 1.000 Präsente, gestiftet von Betrieben und Institutionen, kamen zusammen - vom Wochenendhaus bis zum Regenschirm. Während die meisten an Teilnehmer, die 25 Meilen und mehr erreichten, verlost wurden, verblieben 50 Sonderpreise für rührige Helfer, die vor Ort vieles organisierten. Einer von ihnen hieß Karl-Heinz Emmrich, der sich mit dem Heidelauf von Bad Dübener verdient gemacht hatte. Die Dübener Begeisterung war so groß, dass die Stadt eine Straße zum `Meilenweg´ umtaufte. Das Moped, das der Lauforganisator von Berlin mitzunehmen hatte, machte bald unter dem Namen `Meilen-Mofa´ seine Runde. Das Wochenendhaus erhielt mit Post Karl-Marx-Stadt (früher und heute Post Chemnitz) eine Laufgemeinschaft, die zu den ältesten des Ostens zählt. Und wer weiß noch, dass Dr. Hans-Georg Kremer, einer der Rennsteiglaufväter, eine Reise nach Moskau gewann? Übrigens in Begleitung

von Charlotte Mehlhom aus Delitzsch, die als "MeilenOmi" bekannt wurde...

Die letzten Meilen wurden übrigens weder gelaufen, noch geschwommen, noch gewandert sondern - getanzt. Eben dort in Berlin-Lichtenberg, im großen Saal, unterhalb der aufgetürmten 48 Säcke mit ihren fast 28 Millionen Meilen. Eine tolle Abschlussveranstaltung, von einer rührigen Sportgemeinschaft um Hasso Hettrich auf die Beine gestellt. Es waren aber, wie sich bald herausstellte, nur die letzten Meilen von 1974. In den folgenden Jahren eilte man mit Meilen unverdrossen weiter. Von der Jubiläums- über die Freundschafts-, Olympia- und Fest-Meile. Was jedoch wichtiger als all die Namen und Längen war: Das Ausdauerlaufen in der DDR hatte Anstöße erhalten, die neue Lauftreffs, Laufzentren, Laufgruppen und Laufveranstaltungen zwischen Stralsund und Suhl in Bewegung setzte.“

Nach 1990, als der Kommerz auch im Laufsport die Zeichen setzte, traf man Klaus Weidt bei vielen nützlichen Veranstaltungen, irgendwann auch hinter den Schaltern von Reisebüros, die Laufwilligen Gelegenheit boten, an den Lauf-Höhepunkten in aller Welt teilzunehmen.

Und nun wieder unter den Buchautoren, diesmal als Beschreiber der „Legende“ Haile Gebrselassie, den er auf dem Umschlag sogar als „Wunderläufer“ tituliert. Dabei belegt das Buch vor allem, dass er das nicht ist. Eher ein Talent mit enormem Willen, das – und darin liegt der besondere Wert des Buches – seinen Rum nicht hemmungslos zu Millionen vermarktete, sondern viel tat, um die oft bittere soziale Realität seiner Heimat zu bessern. In einem Interview gibt er viele Auskünfte über seine Vorstellungen, wie man Lebensnöte überwinden kann.

„Eines, was wir wirklich brauchen, ist das: Jeder muss etwas opfern. Mit `opfern´ meine ich..., ich will dir ein Beispiel geben. Vor vier- oder fünfhundert Jahren wurde in Bahir Dar eine Brücke über den Nil gebaut, die `portugiesische Brücke´, die haben viele Menschen unter unsäglichem Leiden errichtet. Doch sie haben es geschafft. Manchmal muss man etwas hingeben, um etwas zu gewinnen. Alle, vom Präsidenten bis zum kleinen Mann, müssen etwas abgeben, für die Ärmsten, für das Land. Ohne solche Opfer kein Erfolg und kein Fortschritt.“ Auf die Frage „Warum ist Äthiopien eins der ärmsten Länder?“ antwortet er: „Dafür gibt es

viele Gründe. Ein Beispiel wieder: Für den Kaffee aus dem "Land des Kaffees" wird vom Ausland kaum etwas bezahlt. Ein Kaffee, der ein einzigartiges blumiges Aroma hat. 700.000 Kleinbauern-Familien leben von ihm, und viele gehen bankrott, können ihre Kinder nicht mehr zur Schule schicken. Das größte Problem aber ist, dass viele Bauern ihr Land nicht besitzen, es gehört dem Staat, und da investieren sie nicht. Das sollte international verändert werden. Viele Entwicklungsprojekte kranken daran, dass die Planer aus den reichen Ländern irgendetwas Teures verkaufen wollen. Wir brauchen Hilfe für wichtige, grundlegende Dinge. Ich sage es oft so: Die Menschen bei uns brauchen nicht den Fisch, sondern sollen wissen, wie man ihn fängt. Ich bin Ehrenbotschafter der Vereinten Nationen geworden. So fahre ich, wenn es die Zeit zulässt, ins Land und halte Vorträge vor jungen Leuten, einerseits zu Aids, andererseits zu meiner Karriere. Denen will ich ein Vorbild sein, will ihnen klar machen, dass auch sie vieles erreichen können, durch harte Arbeit, durch Training. Wo es notwendig und nützlich ist, gebe ich auch Geld. Es ist so, alles was ich tue, soll für mein Land sein."

Klaus Weidt; Der Wunderläufer Haile Gebrselassie, Böttingen 2008, 192 S.; 9,90 €

Klaus Weidt; Laufend im Osten; Berlin 2005, 176 S.; 5 €

// ZITATE

Unternehmen knausern beim Sponsoring

Ob Hertha BSC Berlin seinen Stürmer-Star Andrej Woronin

behalten darf, ist eine Frage des Geldes. Doch das ist beim Fußball-Bundesligisten knapp. Der Vertrag mit dem Hauptsponsor, der Deutschen Bahn, läuft im Sommer aus. Bahnchef Hartmut Mehdorn will ihn offenbar zu den derzeitigen Konditionen nicht verlängern. Rund zwei Mio. Euro an Sponsoring-Einnahmen würden für Hertha dadurch wegfallen. Den aus Liverpool geliehenen Woronin fest nach Berlin zu holen, rückte so in weite Ferne. „Andrej ist im Moment unbezahlbar für uns“, sagte Hertha-Spieler Arne Friedrich. Dabei sind die Berliner gerade durch die Tore des Ukrainers an die Tabellenspitze gelangt.

Bröckelnde Einnahmen von Sponsoren setzen den Sport massiv unter Druck: Die Geldgeber werden laut einer Studie des Marktforschungsunternehmens Pilot in diesem Jahr nur 2,6 Mrd. Euro in den Sport investieren - rund 300 Mio. Euro weniger als im vergangenen Jahr. „Die globale Wirtschaftskrise hat den Sponsoringmarkt voll erwischt“, sagt Marktforscherin Christine Angenendt. Neun von zehn befragten Unternehmen berichten von einem negativen Einfluss der Finanzkrise auf diesen Bereich. Zwar wollen zwei Drittel der Sponsoren ihre Verträge verlängern. Doch plant nur jede siebte Firma, ihr Budget für Sportsponsoring zu erhöhen.

Auch eine gestern vorgestellte Studie der Freien Universität Berlin hat ergeben, dass die Sponsorensuche für die Vereine schwieriger wird. Die Wirtschaftskrise erhöhe den Druck in den Unternehmen, den Nutzen ihrer Werbung zu begründen, heißt es in der Studie. „Vorbei sind endgültig die Zeiten, in denen ein Vorstandsvorsitzender aus seiner persönlichen Vorliebe heraus entschieden hat, welcher Verein gesponsert werden soll und welcher nicht“, sagt Studienleiter Stefan Wengler. ...

Laut einer Untersuchung der Sponsoringberatung Sport + Markt sparen die Unternehmen aber vor allem bei kleinen Sportvereinen. Vielfach betroffen sind Verträge im Wert von 200.000 bis 800.000 Euro.

Aber auch größere Klubs, die international nicht als Werbeträger auftreten, sind für Konzerne kaum noch attraktiv. Der Essener Mischkonzern Evonik will sich im Sommer als Hauptsponsor des Zweitligisten MSV Duisburg zurückziehen. Zwei Mio. Euro gehen den Duisburgern damit pro Jahr verloren. Auch die zugesagten acht Mio. Euro für einen Stadionneubau in Essen will der Energie-

konzern neu überdenken. ...

„Dass der Rückgang des SportSponsorings nicht noch stärker ausfällt, liegt daran, dass viele Verträge noch länger als ein Jahr gelten“, sagt Marktforscherin Angenendt. Das hilft auch jenen Bundesligavereinen, deren Stadien von krisengeschüttelten Banken gesponsert werden. So gilt der Vertrag von Eintracht Frankfurt mit der Commerzbank für die eigene Spielstätte noch bis 2015. Auch das Stadion des Hamburger SV trägt den Namen einer Bank, die in Not geraten ist: Der Vertrag für die HSH-Nordbank-Arena läuft bis 2013. Doch schon 2010 hat die Landesbank die Option, den Vertrag zu kündigen - im Sommer steht die Entscheidung an. ...

Während Fußball, Golf und Biathlon als die drei begehrtesten Sportarten unter Werbetreibenden noch auf einen halbwegs schadlosen Ausgang der Krise hoffen können, steht der Radsport schon als der große Verlierer fest - wenngleich aus anderen Gründen. „Radfahren war vor wenigen Jahren noch eine der beliebtesten Sportarten für Sponsoren“, sagt Angenendt. „Wegen der zahlreichen Doping-Affären hat dieser Sport aber massiv an Ansehen verloren.“

*Handelsblatt; 12.3.2009,
Mathias Pee*

Dem Anzug geht es an den Kragen

BERLIN - Fast acht Jahre hatte der Weltrekord des russischen Olympiasiegers Alexander Popow Bestand: 21,64 Sekunden für 50 Meter Freistil, aufgestellt in Sydney 2000. Dann kam der Australier Eamon Sullivan im Speedo LZR Racer und schlug nach 21,28 Sekunden an. Ihm folgten weitere Schwimmer mit ähnlichen Hightech-Anzügen, und mittlerweile rangiert Popow nur noch auf Platz 20 der Bestenliste.

108 Weltrekorde wurden in der vergangenen zwölf Monaten seit Einführung der umstrittener Schwimmanzüge aufgestellt. Umstritten deshalb, weil der Kampf der Verbände und Ausrüster um leistungsfördernde Materialien einem Wettrüsten im Chlorwasser gleicht. „Mit Ästhetik hatte Schwimmen zu letzt nur noch wenig zu tun. Es gehe vor allem um Kraft“, hat Olympiasieger Michael Gross bemerkt.

In einer Sitzung in Dubai befasse sich der Weltverband Fina ... mit der Kleiderordnung. Die Flut der Weltrekorde hat die Regelhüter auf den Plan gerufen, weitere spektakuläre Entwürfe sollen verboten werden.

Vor Jahresfrist tauchten die ersten Profischwimmer mit Anzügen und integrierter Kapuze ins Wasser ab. Die wie schnittige Taucheranzüge anmutenden Modelle werden wohl nicht das Prüfsiegel der Fina erhalten. Aber die Entwicklung geht auch nicht zurück zu den Ursprüngen. Die Zeit, als Mark Spitz in knapper Badehose 1972 siebenmal olympisches Gold gewann, ist genauso passend wie in der Formel die Ära der Turbomotoren. Es gilt jedoch als sicher, dass die Fina die Anzüge künftig von einer technischen Kommission abnehmen lässt. Der schwedische Professor Jan Anders Manson von der Eidgenössischen Technischen Hochschulen hat auf Grundlage einer Studie festgelegt, was erlaubt sein soll und was nicht. Auf einem Treffen mit den 16 Bademodenherstellern in Lausanne Mitte Februar gab die Fina erste Richtlinien bekannt. Der Schwimmanzug der Zukunft soll nicht weiter als bis zu den Knöcheln reichen, Nacken und Arme bleiben komplett unbedeckt. Hersteller dürfen den Athleten nicht einen Anzug maßschneidern. Auch soll die Verwendung von Neopren, das Luftpolster begünstigte, verboten werden. ... Demnach soll der Auftriebseffekt der Anzüge nicht mehr als 100 Gramm betragen dürfen, und die künstlichen Häute sollen nicht stärker als ein Millimeter sein. Auch soll es untersagt werden, mehr als einen Anzug zu tragen. ... „Der deutsche Schwimmverband hat die Entwicklung etwas verschlafen“, gibt Bundestrainer Dirk Lange zu, der seit knapp einem halben Jahr im Amt ist. Anders als in den USA, Südafrika oder Italien hätte der DSV zu wenig Wert auf die Arbeit mit den künstlichen Häuten gelegt. Die Athleten murrten über Chancenungleichheit. Höhepunkt war die Meuterei von Helge Meeuw und Thomas Rupprath bei der Kurzbahn-EM in Rijeka. Aus Protest gegen die Bekleidung und Ausrüster Adidas traten sie in veralteten Badehosen an. Der fränkische Ausrüster kündigte daraufhin den Vertrag mit dem DSV, seither liegen die Vertragspartner im Rechtsstreit.

Erste Lehren aus dem Olympiajahr hat der DSV schon gezogen. Er bestellte die neuesten Schwimmanzüge und ließ verschiedene Modelle im Institut für Angewandte Trainingswissenschaften in

Leipzig testen. ... Bundestrainer Lange geht aber davon aus, dass technisierte Wettstreit um Bestzeiten bald vorbei ist. Er prophezeit: „Die Anzahl der Weltrekorde wird mit dem neuen Reglement zurückgehen.“

*Die Welt; 12.3.2009;
Robert Dunker*

Breite Front gegen den Nestbeschmutzer

(spg)/zz. Ausgerechnet Dwain Chambers. Ausgerechnet jetzt. Der britische Sprinter hat am Wochenende den Leichtathletik-Europameisterschaften in Turin zusammen mit dem deutschen Weitspringer Sebastian Bayer (Europarekord mit 8,71 m) den Stempel aufgedrückt. Der 30-Jährige lief am Samstag über 60 m im Halbfinal in 6,42 s Europarekord und wurde tags darauf in 6,46 s überlegen Europameister. Damit machte Chambers beste Werbung für seine am Montag erschienene Autobiografie mit dem Titel „Race Against Me“.

Chambers nimmt im Buch kein Blatt vor den Mund, er rechnet mit sich und seinem ehemaligen Umfeld schonungslos ab. Er nennt Dopingsünder und kritisiert die Scheinheiligkeit prominenter Athleten und Funktionäre. Gehörig sein Fett bekommt Sebastian Coe ab. „Er hat mich oft einen Betrüger genannt, und doch ist er der Mann, der zehn Jahre lang eine aussereheliche Affäre hatte“, schreibt Chambers über den von der Queen zum Lord geadelten 1500-m-Olympiasieger von 1980 und 1984 und Organisationschef der Olympischen Spiele 2012 in London. Und für seine Landsfrau Christine Ohuruogu, die nach einjähriger Sperre 400-m-Weltmeisterin und -Olympiasiegerin werden durfte, hat er den folgenden Seitenhieb übrig: „Einen Test zu verpassen, kann als Nachlässigkeit durchgehen, zwei zu verpassen, ist fast unverzeihlich, aber drei zu verpassen, zeigt, dass ein Athlet keinen Fokus hat oder jemand schlicht den Kontrolleuren ausweicht.“ Chambers gewährt zudem detaillierten Einblick in seine Dopingpraktiken, die im Zuge des Skandals um das kalifornische Balco-Labor 2003 aufflogen. „Ich fühlte, mich wie ein Junkie“, schreibt Chambers. Der Medikamentenmix habe ihm Panikattacken, schlaflose Nächte und Bauchkrämpfe beschert, manchmal habe er sich wie ein Epileptiker am Boden gewälzt. Chambers ist seit 2006 wieder startberechtigt,

zur Leichtathletik kehrte er aber erst nach wenig ersperrlichen Abstechern zum American Football und Rugby zurück.

Sein Turiner Comeback wirft Fragen auf. Verdächtig ist vor allem die Tatsache, dass der gedopte Chambers vor seiner Sperre eine Bestzeit von 6,54 aufwies. In Turin unterbot er diese Marke gleich dreimal, teilweise sehr deutlich. Auf die Leistungssteigerung angesprochen, sagte Chambers der „Welt am Sonntag“: „Das zeigt, dass ich Doping schon früher nicht gebraucht hätte. Man muss einfach Geduld haben.“ Die schwierigen Jahre hätten ihn hungrig gemacht und noch mehr motiviert, hart zu arbeiten.' Wegen des Inhalts seiner Biografie droht Chambers nun aber Ärger vom Weltverband IAAF In englischen Zeitungen wurde am Sonntag ein IAAF-Funktionär mit der Aussage zitiert, man wolle prüfen, ob Chambers mit seinem Buch den Sport in Verruf bringe. Wenn dem so sei, müsse der Sprinter mit drastischen Massnahmen rechnen. Zudem will die IAAF den Briten bis zur Rückzahlung der gedopt erlaufenen 200.000 Franken Preisgeld von den Meetings fernhalten. Chambers jedoch bezeichnet sich als zahlungsunfähig. Nichts mehr verloren hat er ferner an Olympischen Spielen. Die Statuten des Britischen Olympischen Komitees kennen gegenüber Dopingsündern kein Pardon, wer einmal erwischt wurde, darf nie mehr an Olympia teilnehmen. Aber auch an gewöhnlichen Meetings scheint Chambers trotz seinem Europarekord weiterhin unerwünscht zu, sein. Auf Skandalautoren kann die darbenende Leichtathletik gut verzichten.

Neue Zürcher Zeitung; 10. 3. 2009

Es gibt viel zu bereden

Die Begrüßung war herzlich. Bewegt klopfte Peter Börner seinem alten Schützling bei der Ankunft im Maritim-Motel in Halle auf die Schulter. Vor knapp 30 Jahren hatte er Horst-Peter Strickrodt als Trainer das Box-Abc vermittelt. Mittlerweile ist Strickrodt promovierter Anwalt und seit Anfang des Jahres Sportdirektor des deutschen Boxverbandes. Börner ist Präsident des Landesboxverbandes Sachsen-Anhalt und Cheforganisator des Chemiepokals. Das Turnier in Halle in dieser Woche ist die bedeutendste Amateur-Boxveranstaltung der Republik - und damit zwangsläufig auch ein Krisengipfel.

Das deutsche Amateurboxen befindet sich seit Jahren im Abwärtstrend, internationale Erfolge liegen lange zurück. „Ich habe viele Termine hier am Rande des Turniers“, sagt Strickrodt. „Wir sprechen mit allen Trainern, Mitarbeitern und unseren Boxern.“

Es gibt viel zu bereden. Nach dem olympischen Tiefschlag von Peking, wo alle vier deutschen Kämpfer schon in der ersten Runde gescheitert waren, wurde die Notbremse gezogen. Helmut Ranze, zuvor Cheftrainer und Sportdirektor in Personalunion, räumte seinen Stuhl. Er ist nun Sportkoordinator. Einen Chefcoach gibt es nicht mehr. Strickrodt soll als Sportdirektor die Karre aus dem Dreck ziehen.

Der einst erfolgreichste deutsche Amateur und Profi, Henry Maske, hat den K.o. in Peking kommen sehen. „Wer nah dran ist am Amateurboxen, war sicher nicht überrascht“, sagt er. „Andere Länder haben enorm aufgeholt.“ Ex-Weltmeister Sven Ottke sieht vor allem hausgemachte Probleme. „Die Strukturen bei uns sind veraltet. Man muss ganz einfach neue Wege gehen.“ Genau die will Strickrodt nun beschreiten Und da „neue Wege neue Köpfe verlangen“, so der Sportdirektor, suche man nach einem kompetenten Disziplintrainer. Von ihm werde mehr erwartet, als in der Halle zu stehen und mit den Boxern im Ring zu arbeiten. Strickrodt fordert, sich mehr wissenschaftlicher Maßnahmen und Methoden zu bedienen. Die Schaffung einer neuen Stelle als Diagnosetrainer soll dabei die Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Praxis bilden. Nur: Einen geeigneten Fachmann hat der Verband noch nicht gefunden.

Strickrodt fordert, die Sportler wieder in den Mittelpunkt der Verbandsarbeit zu rücken. Auch finanziell. „Wir brauchen zwingend ein sauberes Management. Das Geld muss bei den Athleten ankommen und nicht in der Verwaltung.“ Ein leidiges Problem, das Sven Ottke noch aus seiner Aktivenzeit kennt. „Ich hatte damals den Eindruck, dass den Funktionären egal war, was im Ring passiert. Hauptsache

sie können reisen. Die Einkleidung war da der Höhepunkt.“

Einige Posten sieht er auch heute als überflüssig an. „Wozu braucht man einen Sportkoordinator?“, fragt er in Anspielung auf die Position von Helmut Ranze. „Für das Geld sollte man lieber einen fähigen Trainer einstellen oder einen Ernährungsberater. Auf dem Gebiet kann man sicher noch einiges rausholen. Die Sport her

sollten nicht zu kurz kommen.“

Für Henry Maske ist besonders wichtig, dass „die ganzheitliche Entwicklung des Sportlers im Mittelpunkt steht. Schule und Ausbildung müssen großes Augenmerk geschenkt werden.“ Zugleich warnt der Olympiasieger von 1988 vor einem zu schnellen Wechsel ins Profilager. „Vielen jungen Sportlern fehlen die Grundlagen, sie sind technisch nicht ausreift.“ Dass sie dennoch dem Lockruf des Geldes nachgeben, liegt für Ottke auf der Hand. „Als Amateur kann man nichts verdienen.“

Doch Geld allein ist es nicht. Deshalb will Strickroth auch im menschlichen Bereich eine neues Denken einführen. „Den Leuten das Vertrauen zu geben, dass sie bei uns gut aufgehoben sind“ lautet sein Credo. Er will versuchen, die früheren Stützpunkte in Berlin und Schwerin wiederzubeleben. Die gerieten unter Ranzes Regie ins Abseits. „Wir haben gemerkt, dass die familiäre Bindung gerade bei den jungen Boxern eine große Rolle spielt.“ Eine konsequente Zentralisierung, wie sie früher angestrebt wurde, sei deshalb nicht immer machbar.

Angeichts solcher Ideen sieht Maske „die deutschen Amateurboxer auf einem guten Weg“. Kurz vor dem Chemiepokal hat er die Athleten im Vorbereitungscamp in Hennef besucht. Auch Strickroth ist zuversichtlich: „Ich kann nicht versprechen, dass es 2012 in London einen Goldregen geben wird. Aber ich bin optimistisch, dass es gute Ansätze geben wird.“

*Frankfurter Rundschau; 6.2.2009
Petra Szag*

34 Medaillen im Plan

Berlin (sid)-Die deutschen Wintersportler sollen bei den Olympischen Spielen in Vancouver erfolgreicher sein als 2006 in Turin. Die SportBild berichtet, dass in den bislang geheimen Zielvereinbarungen, die der Deutsche Olympische Sportbund (DOSE) mit den Fachverbänden festlegt, 34 Medaillen angepeilt werden. In Italien hatte es 29 gegeben. Am 11. Februar hatte sich im Bundestag-Sportausschuss an den Vereinbarungen ein Streit entzündet. DOSB-Generaldirektor Michael Vesper weigerte sich,

Übersichten der Verbände zu präsentieren. Der Sportausschuss-Vorsitzender Peter Danckert (SPD) forderte mehr Transparenz, schließlich müsse der Ausschuss die Mittel für den Sport verantworten. Bekannt war, dass der DOSB in Vancouver wie in Turin den ersten Platz in der Nationenwertung belegen will. 2012 bei den Sommerspielen in London peilt die deutsche Mannschaft eine Platzierung unter den ersten Fünf an. Im einzelnen sehen die Medaillenvorgaben angeblich so aus: Die Deutsche Eisschnelllauf-Gemeinschaft soll sechs Medaillen gewinnen (in Turin waren es drei), der Deutsche Skiverband 15 (statt 18), der Bob- und Schlittenverband neun (Turin: sieben), der Snowboard Verband Deutschland zwei (Turin: eine) und die Deutsche Eislauf-Union und der Deutsche Curling-Verband jeweils eine (in Turin waren beide Verbände leer ausgegangen). Von der deutschen Eishockey-Auswahl werden keine Wunder erwartet. Der Eishockey-Bund zieht ohne Edelmetall-Vorgaben los.

(Süddeutsche Zeitung; 26.02.2009)

Stammtischredner im Bundestag

BERLIN taz „So. Und jetzt noch ein Pils!“ Das hat Peter Rauer nicht gesagt. Hätte aber gepasst Der CDUler ist stellvertretender Vorsitzender des Sportausschusses im Bundestag. Eine Woche nach dem Aschermittwoch legte er im hohen Haus einen veritablen Wirtshausauftritt hin. Seine Tirade gegen die Deutsche Fußball-Liga (DFL) und für mehr Solidarität mit den kleinen Klubs kam gut an bei seinen Kollegen Man spendete Beifall. Der Ausschuss hatte unter anderen der Generalsekretär des Deutscher Fußballbunds, Wolfgang Niersbach, und den Geschäftsführer der DFL, Christian Seifert, eingeladen. Sie sollten sich äußern über den wachsenden Unmut unter den Amateurklubs.

Die beschwerten sich seit Wochen über den Spielplan der DFL der in der nächsten Saison ein Bundesliga-Sonntagsspiel vorsieht, das bereits um 15.30 Uh angepiffen wird und sich etwa mit den Partien der Bremen-Liga überschneiden würde. Reiner Grundmann, Präsident des Gelsenkirchener Stadtteilklubs SC Schaffrath, der am Wochenende eine Spieltagsabsage in der Kreisliga und eine Demo organisiert hatte, war auch geladen und machte deutlich, wie wichtig jede verkaufte Bratwurst für einen Verein ist, der im Jahr

mit 50.000 Euro kalkuliert. Wenn sonntags die Bundesliga kickt, würden nicht nur die Zuschauer wegbleiben, auch die Spieler kämen „zumindest in Gewissensnot“ und würden sich im Zweifel vielleicht für Premiere entscheiden - oder ins Stadion eines Bundesligisten gehen. Seine Rolle an diesem Tag: das Herz des Fußballs. Die Rolle von Seifert: die seelenlose Kommerzmaschine. Was für eine Vorlage! Im sicheren populistischen Reflex richteten Abgeordnete aller Fraktionen über den DFL-Mann. SPD-Obfrau Dagmar Freitag sagte zu Seifert: „Was mir an ihrem Vortrag völlig gefehlt hat, ist der emotionale Zugang zum Sport.“ Bratwurst- und Kuchenbuffetnostalgie. Der Grüne Winfried Hermann hat grundsätzliche Probleme mit der Anzahl der Fußballübertragungen. Und dann müsse er auch noch „schlechten Fußball“ sehen. Das passte nicht direkt zum Thema, ist aber ganz gut angekommen. Und darauf kam es schließlich an: gut anzukommen. Denn mehr als wohlfeile Appelle formulieren kann die Politik in dem Fall nicht. Die DFL macht ihre Geschäfte und ist heilfroh, dass sie nach dem Einspruch des Kartellamtes gegen den Megavertrag mit der Leo-Kirch-Firma Sirius doch noch etwas mehr Geld (412 Millionen Euro pro Jahr) für die Übertragungsrechte akquirieren konnte als aktuell.

„wir können da gar nichts machen“; sagte DFB-General Niersbach. Der Grundlagenvertrag, in dem die Zusammenarbeit mit der DFL geregelt ist, wird im April geändert. Bis dato ist dort der Sonntagnachmittag als Spieltermin für die Amateure reserviert. Das geht nun nicht mehr. Der DFB, der 3 Prozent aller TV-Einnahmen der Liga kassiert, hat sich der DFL zu fügen. Er ist ein schwacher Interessenvertreter für die kleinen Klubs, die seine Basis bilden. Mehr als den starken Max markieren können die deutschen Sportpolitiker auch nicht. Darauf ein Pils - und eine Bratwurst am Sonntag bei einem der 80.000 Fußballspiele, die jedes Wochenende unter dem Dach des DFB ausgetragen werden!

(taz Berlin; 6.3.2009; Andreas Rüttenauer)

Zwischen Gischt und Galle

BERLIN. Cathleen Rund ist am Dienstag und Mittwoch im Hafen der kroatischen Küstenstadt Dubrovnik in die Adria gesprungen. Dort kämpfen die Freiwasserschwimmer über 5, 10 und 25 Kilo-

meter um Europameistertitel: eine schöne Umgebung, um in die Schwimm-Geschichte einzugehen. Das hatte Cathleen Rund schon geschafft, bevor sie beim Fünf-Kilometer-Rennen am Dienstag „eine Stunde Vollgas“ gab - und Achte wurde. Sie ist nach Peggy Büchse erst die zweite Deutsche, die sich sowohl im Becken als auch im Freiwasser für eine Meisterschaft wie EM, WM oder Olympia qualifiziert hat. Sogar für alle drei Strecken.

Rund sieht dies als persönlichen Erfolg. Aber der Erfolg impliziert Kritik. Rund wird im November 31 Jahre alt. „Sie ist eine Schwimm-Oma“, sagt Oliver Großmann. Er ist in Wiesbaden nicht nur ihr Trainer, sondern auch ihr Lebenspartner. Und weil sich Cathleen Rund selbst als Schwimm-Oma sieht, beschäftigen sie Fragen, die sie an den deutschen Schwimmsport stellt, an die Strukturen, an den Verband. „Was ist da falsch gelaufen?“ Und: „Es ist an der Zeit, dass die Leute aus ihren Kakerlakenlöchern kommen.“ Rund meint die jungen Schwimmer, diejenigen, die ihr längst Konkurrenz hätten machen müssen.

Ein Großteil von Runds Leben hat sich im Schwimmbecken abgepielt, beim SC Dynamo Berlin, beim SC Berlin. 1996 gewann sie in Atlanta eine olympische Bronzemedaille über 200 Meter Rücken, 1997 wurde sie Europameisterin. Auch ihre Mutter Evelyn Stolze war Schwimmerin: Olympiateilnehmerin 1972, Europameisterin 1970; ihr Vater Peter war Wasserballer.

Rund musste erst lernen, sich im offenen Wasser durchzuwühlen. Im Pulk zu schwimmen, wo zwischen Gischt und Galle gezwickt, geboxt, gezogen und gehalten wird, am Mittwoch wurde sie 22. über zehn Kilometer. Sie hatte ihre Karriere nach Olympia 2000 in Sydney schon beendet, sich an den Rand gestellt, als Trainerin ausbilden lassen. Zurück ins Wasser brachte sie 2006 das hessische Fördermodell, die Sportfördergruppe der hessischen Polizei. „Ein Vorzeigeobjekt für ganz Deutschland“, findet Großmann, „das sind Rahmenbedingungen wie früher in der DDR.“ Als Polizeikommissar-Anwärterin hat Rund Garantie auf Übernahme in den gehobenen Beamtendienst. Die Sicherheit gibt ihr Stärke: „Ich weiß, dass ich was Besonderes mache, was Elitäres und ich habe ein System, das mir Unterstützung gibt.“

Rund sagt, sie habe nach der Maschinerie des DDR-Systems auch andere Bedingungen kennengelernt: in Biberach, wo sie mit acht Mann auf der 25-Meter-Bahn ohne Wellenkillerleinen schwamm,

beim SC Wiesbaden. Das Strukturproblem, das sie in Deutschland sieht:

„Jeder versucht, um Wasserfläche zu kämpfen. Nichts ist systematisiert, nichts verzahnt. Die Basis der Ausbildung wird in den Vereinen gelegt. Die schaffen es bis zu den Jahrgangsmesterschaften, aber weiter fehlt das Know-how.“

Kommende Woche tagen die Trainer des Deutschen Schwimmverbandes (DSV) in Göttingen, um die schwachen Ergebnisse bei Olympia zu analysieren. Via Sportbild schimpft Thomas Rupprath über die Struktur des DSV und die Ahnungslosigkeit von Präsidentin Christa Thiel. Peking hat gezeigt, dass der DSV im Becken nicht mit der Weltspitze konkurrieren kann. Die deutschen Meisterschaften der vergangenen Jahren haben gezeigt, dass es in vielen Disziplinen am ambitionierten Nachwuchs fehlt. ...Rund findet, von den Kindern sei keines mehr bereit sich zu quälen. ...In Berlin sei das früher anders gewesen. Damals, sagt sie, hätten in Berlin zehn Leute Weltniveau gehabt, „da warst du mit Bronze der Arsch“. Und heute? Da habe man ein tolles Bad in Berlin, acht Mann auf acht Bahnen, und Totenstille. Britta Steffen ragt heraus, natürlich. Seit ihren zwei Goldmedaillen von Peking sowieso. „Gold bei Olympia ist toll, aber was ist das wert, wenn dafür ein ganzes Bundesland zu Grunde geritten wird?“ fragt Rund. Was sei ein Cheftrainer wert, der sich nur um Stars und Sternchen kümmert? Viele Talente sind schon aus Berlin abgewandert. Die Trainer arbeiten nicht Hand in Hand. Weder in Berlin noch sonstwo im DSV. ...

*Berliner Zeitung; 11.09.2008;
Karin Bühler*

Worum es wirklich geht...

[Das "Handelsblatt" \(7.1.2009\) beschrieb die Jahreswende-Situation der deutschen Sportanhänger mit knappen Worten: "Augen reiben, Glotze an, Vierschanzentournee" und fügte – kein Wunder beim "Handelsblatt" – die Einschaltquote des Neujahrsspringens hinzu: 6,4 Millionen Zuschauer. Keine Silbe über die Haltungsnoten der dominierenden Springer, sondern einzig die Feststellung, dass die guten Plätze Martin Schmitts die Geschäfte angekurbelt haben. Das wurde unverblümt mitgeteilt: "Es war eine gute Tournee - für](#)

den 30-jährigen Comeback-Springer einerseits, für die Geldgeber andererseits." Die Hauptsponsoren hätten sich "äußerst zufrieden" gezeigt. Spätestens durch diese Feststellung erfuhr man, dass es wirklich nicht um die Haltungsnoten ging - noch präziser: um die sportliche Leistung -, sondern im Grunde nur um den finanziellen Gewinn oder Verlust

Die "Leipziger Volkszeitung" (07.01.2009) zitierte Schmitt mit den Worten: "Die Tournee lief nahezu optimal für mich. Ich bin sehr glücklich, dass ich mich wieder in der Weltspitze etablieren konnte". ... im TV stiegen die Einschaltquoten auf nahezu acht Millionen Zuschauer. Beste Argumente, wenn im Mai über den Vermarktungsvertrag für die Tournee verhandelt wird, der den beiden deutschen Orten Oberstdorf und Garmisch-Partenkirchen pro Jahr etwa 950.000 Euro einbringt.

"Je populärer, spektakulärer und aus deutscher Sicht erfolgreicher die Tournee ist, desto bessere Verträge gibt es", erklärte Hörmann." Nein, Hörmann ist nicht irgendein Marketingmanager, sondern der Präsident des Deutschen Skiverbandes und auch für den rangieren offensichtlich die Quoten und die Konten weit vor den Noten der Springer.

Das schon erwähnte "Handelsblatt" vermeldete auch noch präzise Daten über die die Springer und die Schanzen als Litfassäulen verwendenden Unternehmen: "Eine "sensationelle Veranstaltung", attestiert Jürgen Steinberger, Marketingmanager von Tirol Werbung, den Machern der Vierschanzentournee. "Wir gehen davon aus, dass wir im nächsten Jahr wieder als Hauptsponsor dabei sind." Keiner der sechs Hauptsponsoren schließt derzeit ein neues Engagement aus. Bei Milka zieht man ein Resümee jedoch erst nach dem Ende der kompletten Skisaison. Die Marke sponsert auch das deutsche Alpin-Skiteam. "Bereits jetzt eine Aussage über nur einen Baustein unseres Kommunikations-Mixes zu treffen, ist unmöglich - obwohl die Versuchung durch das gute Abschneiden von Martin Schmitt und die dadurch wieder entflammte Skisprung-Euphorie groß ist", sagt Milka-Marketingdirektor Urs-Peter Schmidt. "Unsere hohen Erwartungen werden in dieser Saison wohl übertroffen." Auch der Vermarkter IMG Sports Media sieht sich gestärkt aus der diesjährigen Tournee hervorgehen: "Wir haben gute Aussichten, alle Sponsoren zu halten", sagt IMG-Geschäftsführer Matthias Pietza. Titelsponsor Jack Wolfskin und die

Hauptsponsoren Viessmann und Liqui Moly bleiben der Tournee ohnehin zumindest bis zur nächsten Saison erhalten." Dann erst bewertet man die Springer – aber auch nur nach der Profitnote: "Deutsche Erfolge bringen TVQuote - auf diese schlichte Formel lässt sich die Vierschanzentournee bringen. Mit seinem Podestplatz in Innsbruck und dem Gesamtrang vier hat sich Martin Schmitt sehr respektabel aus der Affäre gezogen. Das ambitionierte Auftreten der deutschen Athleten könnte auch dem Deutschen Skiverband (DSV) zu neuen Höhenflügen verhelfen. Schmitt gehört wieder zur Weltspitze - auch ohne Sieg. Ab Mai handelt der Verband einen neuen Vermarktungsvertrag für die Saison 2010/11 aus. Vor allem der Sympathieträger aus dem Schwarzwald beschert dem DSV nun die sportliche Grundlage für eine lukrative Vermarktung. `Wenn es bei der Tournee gut läuft und wir Erfolge haben, dann stärkt das natürlich unsere Verhandlungsposition´, sagt DSV-Marketingchef Stefan Krauß, ein ehemaliger Skiprofi. `Mit dem Abschneiden der deutschen Springer sind wir sehr zufrieden. In den Verhandlungen um die Vermarktungsrechte wollen wir unseren Status Quo verbessern."

Im Klartext: Der DSV will mehr Geld durch die Springer eintreiben lassen!. "Die Agentur IMG, die das Traditionsspringen schon seit 18 Jahren vermarktet, besitzt das Erstverhandlungsrecht. Gegenwärtig ist ein Hauptsponsoring-Paket nach Angaben des IMG-Geschäftsführers Matthias Pietza für rund eine halbe Mio. Euro zu haben. `Die Summe kann aber über weitere wesentliche Werbemittel wie die Startnummer in den höheren sechsstelligen Bereich gehen.´ Das Preis für das Namensrecht liege `im siebenstelligen Bereich´, sagt Pietza.

Die Forderung des DSV nach noch höheren Erlösen ist nicht unberechtigt. Schließlich haben die Fernsehzuschauer die Vierschanzentournee wiederentdeckt."

Nun wissen Sie, lieber Leser, also: Sollten auch Sie die Tournee im Fernsehen verfolgt haben, haben Sie sich um den Aufschwung der deutschen Werbeindustrie verdient gemacht haben und heutzutage muss schließlich jeder mithelfen die zahlreichen Kapitalismus-Krisen zu überwinden, selbst, wenn er dabei nur vor dem Fernseher sitzt.

Wohlgedenkt: Im Jahre 2009 vor dem Fernseher sitzt und dort nebenbei auch rund um die Uhr mit medialem Polit-

Nachhilfeunterricht bedient wird. Ich muss Sie nicht darüber aufklären, wie das vonstatten geht, denn – so sie nicht ausschalten – erleben Sie es täglich.

Dass in Oberhof ein großes Biathlon-Fest gefeiert worden war, entging kaum jemandem, aber die Berliner "taz" hatte als Berichterstatter jemanden engagiert, der wiederum wenig über die Trefferquote der Biathleten zu vermelden wusste, aber dafür der Öffentlichkeit mitteilte: "Einheimische Pensionsbesitzer schimpfen über den Dilettantismus der Stadtverwaltung und den alten SED- und Stasi-Filz, besonders in den Oberhofer Sportstrukturen."

So wären denn die "brennenden Fragen der Gegenwart" auch im Sport wieder einmal benannt.

Finden Sie sich gefälligst damit ab, dass da keine Zeit mehr bleibt, Sie über die Haltungsnoten der Springer ins Bild zu setzen.

Leipzigs Neue; 12.1. 2009

Klaus Huhn

Wer kann zahlen?

Letzte Woche diskutierte der Bundestag im Plenum Probleme des Sports. Gesine Löttsch trat zwar als „Ersatzfrau“ der erkrankten Linken Katrin Kunert an, bohrte aber in den Wunden der Koalition. „Durch Kooperation mit Wirtschaft und Medien sollen ergänzende Finanzierungsquellen zur Förderung von Breiten- und Spitzensport erschlossen werden“, zitierte sie aus den Absichtserklärungen der Regierung und bezweifelte, „ob zum Beispiel der notleidende Autobauer Opel im Augenblick für ein solches Anliegen besonders aufgeschlossen ist“. Völlig zu Recht prophezeite sie, daß Sponsoren des Sports ihre Budgets zusammenstreichen werden und in dieser Hinsicht keine rettenden Vorschläge der Bundesregierung zu entdecken seien.

Dann kam sie auf die eigentliche Sport-Misere der Gegenwart zu sprechen: „Schauen wir uns einmal die soziale Herkunft von Spitzensportlern an. Weniger als zehn Prozent sind Arbeiterkinder, mehr als die Hälfte Kinder von Angestellten ... Es werden also nicht nur Hartz-IV-Kinder vom Leistungssport abgekoppelt, sondern auch Kinder von Minijobbern, schlecht bezahlten Leiharbeitern...“ Das mißfiel dem CDU-Abgeordneten und Reck-Exweltmeister Eberhard Gienger, der erbost ein „unfassbar“ dazwischenrief.

Lötzsch parierte: „Der Präsident des Deutschen Olympischen Sportbunds, Thomas Bach, wies auf dem Integrationsgipfel der Kanzlerin Anfang November darauf hin, daß immer mehr Menschen ihren Vereinsbeitrag nicht zahlen können.“ Da schwieg Gienger.

Fazit: Erfreulich fundierte Fakten der Linken, leere Sprüche der Regierenden und der geschmacklose Zwischenruf eines Mannes, der am Reck einst einen Salto erfand und heute im Bundestag mäßige Abgänge turnt. Abschließend forderte Lötzsch die Bundesregierung auf, Maßnahmen zu ergreifen, um die Finanzierung des Breitensports und des Leistungssports in Zeiten der Finanz- und Wirtschaftskrise abzusichern. „Weitere Fehlstarts der Bundesregierung können wir uns alle nicht leisten.“

junge Welt; 11. 12. 2008

Klaus Huhn;

// GEDENKEN

Prof. Dr. med. habil. Manfred
Paerisch

18. Juli 1921 - 24. November 2008

Es mag eine Ironie des Schicksals sein, dass der universelle Geist dieses weit über die nationalen Grenzen hinaus bekannten und beliebten Physiologen, Arztes, verehrten Hochschullehrers, sportwissenschaftlichen Forschers und langjährigen Mitgliedes verschiedener wissenschaftlicher Gesellschaften in der Zwenkauer Heliosklinik erst erlosch, als seine physischen Reserven restlos aufgezehrt waren. Er wusste wie nur wenige im medizinisch-

physiologischen Bereich, wie die Steuerung und Regelung des Betriebs der Skelettmuskeln funktioniert und beeinflusst werden kann, und büßte doch in den letzten Jahren seines langen Lebens die eigene Mobilität durch einsetzende Organschwächen, Krankheiten und Traumata immer mehr ein.

Der 1921 in Dresden geborene Manfred Paerisch, emeritierter Ordentlicher Professor für Physiologie, gehört ohne Zweifel zu den Ausnahmeerscheinungen in verschiedenen Disziplinen der deutschen medizinischen Wissenschaften. Man muss ihn für die Moderne wohl als einen der wenigen „Universalgelehrten“ seines Fachgebietes würdigen, doch hätte er selbst dieses Prädikat aus fachlicher Bescheidenheit strikt von sich gewiesen.

Bereits nach seinem Medizinstudium während der Kriegsjahre 1939/45 in Berlin, Würzburg, Prag und Wien und seiner Promotion 1944 bei Prof. E. Gohrband in Berlin entdeckte der junge Arzt frühzeitig seine Neigung zu einer weiten naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise des tierischen und menschlichen Lebens. Als er im westlichen Nachkriegsdeutschland 1945/48 an der Universitätsfrauenklinik und an der Klinik für Innere Medizin in Harburg tätig war, nutzte er die Gunst der Stunde und vertiefte sich in das Studium der Physik. Es lag daher nahe, dass er sich später ganz auf das Fach der Physiologie festlegte und die Sensomotorik immer mehr zu seinem Kernthema erkor. Mit solchen Intentionen arbeitete er ab 1951 am Physiologischen Institut der Universität Leipzig bei Prof. Bauereisen und auch bei dem Internisten Prof. Bürger, war 1956 der erste Leiter des neu gegründeten Instituts für Physiologie an der Deutschen Hochschule für Körperkultur (DlIfK) in Leipzig und initiierte ab 1969 als Professor in der Abteilung bzw. später im Labor für Physiologie des neu gegründeten Forschungsinstituts für Körperkultur und Sport (FKS) bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1986 zahlreiche Forschungsprojekte und ihre Umsetzung im Training von Hochleistungssportlern. Im Schwimmen und in der Leichtathletik hatte er im Zeitraum vor den Olympischen Spielen 1960 und 1964 zeitweilig den Status eines Verbandsarztes inne. Sein besonderes Augenmerk galt dabei den Schnellkraftleistungen von Sportlern.

Er war als nimmermüder Ideengeber mit seiner typisch interdisziplinären Sicht im zuweilen hektischen Forschungsbetrieb bekannt, was Nurnspezialisten zuweilen als belastend empfanden.

Bei der Betrachtung, Untersuchung und Aufklärung biologischer Funktionsweisen bevorzugte er immer stärker biokybernetische Denkweisen und trug damit zur Weiterentwicklung von Modellvorstellungen und zur Aufklärung von Funktionsprinzipien biologischer Systeme bei. Paerisch kam es in der von ihm geleiteten praxisorientierten sportwissenschaftlichen Forschungsarbeit immer darauf an, seine Mitarbeiter auf der Basis theoretischer Erkenntnisse zu praktischen Ableitungen zu motivieren und zu befähigen und aus konkreten Untersuchungsergebnissen auch Beiträge zur Weiterentwicklung der Theorie zu leisten. Einige wenige Beispiele sollen das belegen: Bei der Untersuchung der sensomotorischen Übertragungsfunktionen (Folgerelaxverhalten) zwischen visuellem Analysator und motorischer Antwortreaktion einer Extremität definierte er als Gütefaktoren die Schnelligkeit, die Genauigkeit und die Zuverlässigkeit, wobei in der Praxis einerseits Maximalkriterien (Schnelligkeit oder Genauigkeit) und andererseits Optimierungen zwischen Schnelligkeit und Genauigkeit und das über eine längere Zeit (Zuverlässigkeit) eine Rolle spielen. Große praktische Bedeutung hatte die mechanografische Untersuchung des muskulären Reiz-Antwort-Verhaltens auf transkutane elektrische Reize. Auf dieser Grundlage wurde die Elektromyostimulation (EMS) im Leistungssport eingeführt und in der Rehabilitation weiterentwickelt. Paerisch erwarb für die Einführung schmaler Impulse in der Größenordnung von Mikrosekunden mehrere Patente.

Bedeutsam für Training und Wettkampf war die Ableitung myoelektrischer Erscheinungen bei definierten motorischen Kraftleistungen mittels OberflächenElektromyographie (EMG-Leistungsdichtespektrum). Davon profitierten besonders die Maximal- und Schnellkraftsportarten und auch die Kampfsportart Judo. Die EMG-Multifunktionsableitungen dienten auch zur Kontrolle sportlicher Techniken. Die Judoka der DDR zum Beispiel erzielten auf der Basis dieser gesamten Forschungsarbeiten bei den Olympischen Spielen 1980 in Moskau auf ganzer Breite herausragende Erfolge.

Manfred Paerisch wusste um seine wissenschaftliche Heimat, und er schätzte sie. Bei der Gedenkveranstaltung im Jahr 2000 zu „50 Jahre DHfK“ bemerkte er dazu: „Es wird wohl keinem Physiologen

in der Welt je wieder die Möglichkeit zu einer so breit gefächerten wissenschaftlichen Arbeit gegeben werden, wie das damals in der DDR der Fall war. Dieses Urteil wiegt umso schwerer als es von einem ideologischen Querkopf stammt, der 1949 aus dem `Westen´ kam und Mensurnarben vom Säbelfechten im Gesicht trägt“.

Von seiner Lebensphilosophie her war er unzweifelhaft ein Weltbürger, der Wertorientierungen unterschiedlicher Kulturen in sich aufnahm. Seine humanistische Weltanschauung blieb auch im hohen Alter vor allem rational geprägt, von den modernen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen beeinflusst, doch sympathisierte er auch mit südostasiatischen religiösen Sehnsüchten nach einem friedlichen Zusammenleben der Menschheit auf dieser Erde. 1993 folgte er einem Ruf aus Kapstadt, wo der Emeritierte eine zeitlich begrenzte Gastprofessur wahrnahm.

Seine letzte Monografie (*Ecce caro musculorum*. Schkeuditz 2003), mit der er noch einmal zu seinem sensomotorischen Kernthema, der Steuerung und Regelung des Betriebs der Skelettmuskeln, resümierend zurückkehrte, zeugt zugleich davon, dass er auch im hohen Alter noch wissenschaftstheoretisch und wissenschaftsphilosophisch auf dem neuesten Stand war. Die Erkenntnisse der modernen Quantenphysik und ihre Konsequenzen (Paradigmenwechsel), die im Einsteinjahr 2005 zur Sprache kamen, kannte er im Detail und berücksichtigte sie. Mit Sorge verfolgte er innerhalb der Medizin den dynamischen Trend zu immer größerer Spezialisierung, ohne dass diese Spezialisierung zu einem adäquaten Erkenntnisfortschritt in der einheitlichen Ganzheit der medizinischen Disziplinen führt. Das machte er auch an der Tatsache fest, dass sich innerhalb der „divergierenden Medizin“ kaum jemand intensiv mit Funktion und Arbeitsweise des Antriebs der Skelettmuskulatur beschäftigt. Deshalb lautet sein Vermächtnis für die junge deutsche Wissenschaftlergeneration, speziell die in der Medizin, vor allem über die offenen Fragen nachzudenken und sich dabei von den noch immer vorherrschenden Denkklišees zu entfernen.

Dr. Edgar Bredow / Dr. Ulrich Pfeiffer

Horst Künnemann
1. August 1925 - 11. September 2008

In vielen Jahren gemeinsamer Arbeit, so im SC Frankfurt/Oder, im Bezirksvorstand Frankfurt/Oder des DTSB und später im Freundeskreis der Sport-Senioren, lernte ich Horst als einen engagierten und stets einsatzbereiten Sportfunktionär kennen. Seine parteiliche Haltung, sein Bekenntnis zu den humanistischen Zielen von Körperkultur und Sport prägten sein Wirken.

Schon im Elternhaus waren ihm Begriffe wie Ausbeutung, Krieg und Unterdrückung nicht fremd. Nach seiner beruflichen Ausbildung (1940 - 1943) als Former musste er bereits in jungen Jahren zum Arbeitsdienst und in den Krieg ziehen. Von 1944 bis 1948 erlebte Horst vier Jahre seiner Jugend in britischer

Kriegsgefangenschaft. Diese Erlebnisse, der Einfluss seiner Eltern und von Freunden formten seine politische Haltung. Nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft war er Umschüler und Traktorenschlosser. Aber bereits 1950 führte ihn sein Weg in die demokratische Sportbewegung. Wichtige Stationen waren dabei die Arbeit im Bördekreis Wanzleben als Jugendsekretär, als Vorsitzender des Komitees für Körperkultur und Sport, als Lehrer an der DTSB-Schule in Biesenthal und schließlich als Stellvertretender Vorsitzender der Sportvereinigung Chemie in Halle.

Mit seiner Ehefrau Ingrid folgte er 1960 dem Ruf, in den Bezirk Frankfurt/Oder zu ziehen. Hier leitete er den SC Frankfurt/oder, war in der Bezirksleitung Frankfurt/Oder der SED für den Sport verantwortlich und wurde 1970 zum Vorsitzenden des Bezirksvorstandes des DTSB gewählt. In fast 18-jähriger Tätigkeit führte er den Bezirk mit seinem Leitungskollektiv, dem auch ich angehörte, zu beachtlichen Erfolgen bei der Organisation des Sportes zwischen Oder und Spree. Ein erfolgreich absolviertes Studium an der DHfK Leipzig gab ihm das theoretische Rüstzeug für seine Tätigkeit.

Eine schwere Krankheit beendete seine aktive Laufbahn in der sozialistischen Sportorganisation, in der er auch drei Jahre als ehrenamtlicher Präsident an der Spitze des Ringer-Verbandes der DDR stand.

Weitere gesundheitliche Rückschläge stoppten zwar seinen Tatendrang, aber nie verlor er den Glauben, für eine edle Sache gelebt und gearbeitet zu haben. Bis zu seinem Tod war Horst ein aktiver und vor allem ein diskussionsfreudiger Angehöriger des Freundeskreises der Sport-Senioren, der sein Andenken in Ehren bewahren wird.

Erhard Richter

Gerhard Kleinlein
24. April 1925 – 23. Dezember 2008

Er war ein musischer Mensch, schwärmte für Beethoven, beherrschte Klavier und Geige, aber er war auch ein Kämpfer, der wusste, dass es darum ging, Menschen zu überzeugen. Vielleicht wurde er deshalb Journalist, als er den Hitlerschen Okkupationsfeldzügen glücklich entkommen war. Er begann seine Laufbahn im „Berliner Verlag“ und als 1948 die antifaschistische Sportbewegung gegründet wurde, gehörte er zu denen, die mit der unseligen Vergangenheit brechen und die erste dem Frieden verschworene deutsche Sportbewegung stabilisieren wollte. Er wurde Sportredakteur der „BZ am Abend“ und sah sein Lebensziel nicht darin, sich für Fußballkommentare feiern zu lassen, sondern junge Menschen für den Sport zu gewinnen. Seine Idee war es, den „Berlin-Lauf“ für Schüler ins Leben zu rufen und den zu einem

denkwürdigen Großereignis werden zu lassen. Dann erschien sein Gesicht auf dem Bildschirm. Er war der „Hauptschiedsrichter“ der in ihrer Dauerpopularität später von keiner TV-Serie mehr erreichten Kindersportsendung „Mach´s mit, mach´s nach, mach´s besser,“ in der Schulen miteinander wetteiferten. Ausländische Fernsehstationen kauften ganze Staffeln, dieweil die durch keine Spektakelregisseure inszenierte Stimmung der Sendung selbst im fernen Wladiwostok Jung und Alt begeisterte. Berufen hatte man ihn für diese Rolle als Pressechef des Nationalen Olympischen Komitees der DDR, eine Funktion, in der er sich in den schweren Jahren des Aufstiegs der DDR-Sportler viel internationales Ansehen erwarb und durch seine sachliche aber konsequente Haltung zu überzeugen wusste. Er berichtete über zehn Olympische Spiele, war aber auch in nicht olympischen Sportarten zu Hause. So, als er in den fünfziger Jahren eine Tauchoperation in der Adria leitete, damit Hauptdarsteller eines DEFA-Films wurde und zwei Bücher schrieb. Auch bei den Journalisten-Trabrennen in Karlshorst sah man ihn im Sulky erfolgreich. Gerhard führte mit seiner Frau Klarissa und seiner Tochter Kristiane eine länger als vier Jahrzehnte währende glückliche Ehe. Als er – schon von Krankheiten geplagt – 2005 eine Donau-Schiffsreise unternahm, begegnete ihm in Wien ein österreichischer Kollege, der in seinen Anfängerjahren bei Gerhard praktiziert hatte und dem 80jährigen nun versicherte, von ihm alles gelernt zu haben, was ihn in Wien zu einem ungemein populären Journalisten hatte werden lassen. Gerhard Kleinlein ist in seinem Leben oft geehrt worden. Hoch verdient war die „Goldene Feder“ des DDR-Journalistenverbandes oder die „Goldene Kamera“ des DDR-Fernsehens, Auszeichnungen, die heute kaum mehr erwähnt werden dürfen. Kleinlein war einer der unvergessenen Pioniere des DDR-Sports und wenn es je jemand wagen sollte, eine „Hall of Fame“ des DDR-Sports zu gründen, hätte er dort einen sicheren Platz!

Klarissa Kleinlein

Otto Jahnke
2. November 1924 - 15. November 2008

Das war sein Weg an unserer Seite: Ende 1946 aus Kriegsgefangenschaft nach Mecklenburg entlassen, fand Otto Jahnke schnell zur FDJ und ging als "junger Mann für alles" in der Verwaltung von Grabow auch daran, erste Möglichkeiten für Sport und Spiel der Jugend im vom Krieg gezeichneten Ort zu schaffen. In der kleinsten Gemeinschaft, mit den unsäglichen Schwierigkeiten dieser unmittelbaren Nachkriegszeit, begann so sein Wirken für unsere sich entwickelnde demokratische Sportbewegung, das später mit der jahrelangen Funktion des stellvertretenden Chefredakteurs der Tageszeitung "Deutsches Sportecho" seine Erfüllung fand. Pressereferent im Landessportausschuss von Mecklenburg, zugleich Volkskorrespondent für mehrere Sportredaktionen, Vorsitzender einer ländlichen Sportgemeinschaft und aktiver Boxsportler, später

Bezirksredakteur von "Deutsches Sportecho" in Schwerin, dazu journalistische Qualifikation in Leipzig und sportfachliche an der Zentralschule des DTSB - das waren die wichtigsten Zwischenstationen Otto Jahnkes auf seinem Weg von Grabow nach Berlin.

Stets blieb Otto sich und unserer Sportbewegung in einem treu: als unermüdlicher Propagandist und Organisator des Jugendsports in unserem Land, als Helfer mit Wort und Tat bei der Entwicklung der Sportgemeinschaften in den Betrieben, als zielstrebigem Agitator des Sports für Alle. Scherzhaft und wohl auch etwas wehmütig, vor allem aber treffend hat er - als er in Rente ging - mir einmal gesagt: „Gewiss war ich stets auf der Schattenseite des Sportjournalismus tätig, aber ich habe das immer gern getan.“

Und in der Tat: Die „Sonnenseite“ sportjournalistischer Tätigkeit, das von Lesern wie Redaktionen allwöchentliche Jubeln und Klagen über Sieg oder Niederlage im Leistungssport, das Kommentieren und Berichten von Welt- und Europameisterschaften, auch die ständigen Wechselbäder von Lob und Tadel für Spieler und Trainer in den Fussballclubs, das alles war nur selten die Sache Ottos. Er berichtete anschaulich über gelungene Dorfsportfeste und Kreisspartakiaden. Er ging zu den Sportgemeinschaften und half denen bei der Beseitigung von Schwierigkeiten. Veranstaltungen wie "Wir suchen den stärksten Lehrling", "Dein Herz dem Sport" und sportliche Treffpunkte unter dem Motto "Jedermann an jedem Ort.." waren seine Erlebnisse, von denen er berichtete und die er kommentierte. Die Mitglieder und tausende ehrenamtliche Funktionäre, Übungsleiter und auch Sportlehrer waren ihm für diese publizistischen Aktivitäten dankbar, achteten und ehrten ihn. Unauffällig, wie er gelebt hatte, ging er: Sein letzter Wunsch war es, dass seine Urne in aller Stille im Kreis seiner Familie und engsten Freunde beigesetzt wurde.

Als streitbarer Journalist für den Volkssport vor allem bleibt Otto unvergessen. Als engster Freund und Genosse bleibt er mir unersetzbar.

Alfred Heil